



**ANDREAS PITTLER**

# Der göttliche Plan

*Historischer Roman*

SPANNUNG

GMEINER







**ANDREAS PITTLER**  
Der göttliche Plan

**IRRGLAUBE** Als junger Mann hatte sich Andrew O'Connor dem Aufstand der irischen Clans gegen die englische Vorherrschaft angeschlossen. Besiegt und seiner gesamten Familie, vor allem seiner Frau, beraubt, begibt er sich ins Exil, wo er sein Heil im katholischen Glauben sucht. Jahre später soll er, mittlerweile zum päpstlichen Emissär aufgestiegen, einen protestantischen Laienprediger von dessen fundamentalen Irrtümern überzeugen. Doch während Andrew mit seinem Gegenüber theologische Dispute führt, steuert Mitteleuropa auf die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges zu. Damit nicht genug, Andrew wird von seiner Vergangenheit eingeholt: Jener englische Offizier, der für sein persönliches Unglück verantwortlich ist, tritt ihm als englischer Botschafter in Wien gegenüber. Und dies bleibt nicht die einzige Überraschung für Andrew, der nun zwischen Loyalität und Gewissen, zwischen Glaube und Liebe wählen muss. Während sich Prag und Wien für die kriegerische Auseinandersetzung rüsten, hofft Andrew darauf, doch noch sein Glück zu finden. Dafür aber muss er bereit sein, alles zu riskieren.

Foto © Marketa Kvítková



*Andreas Pittler wurde 1964 in Wien geboren und studierte dort Geschichte und Politikwissenschaft. Er arbeitete viele Jahre als Journalist, veröffentlichte daneben seit 1985 insgesamt 49 Bücher, zumeist historische Werke und Biografien. Im Jahr 2000 erschien sein erster Kriminalroman, dem bislang elf weitere folgten. Seine Werke wurden in insgesamt sechs Sprachen übersetzt und für mehrere Preise nominiert. 2006 erhielt er zudem vom österreichischen Bundespräsidenten das »Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik«.*

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:  
Wiener Bagage (2014)  
Mischpoche (2011)

**ANDREAS PITTLER**

# Der göttliche Plan

*Historischer Roman*

SPANNUNG

**GMEINER**



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos von: © [https://commons.wikimedia.org/  
wiki/File:Relações\\_anuais\\_das\\_coisas\\_que\\_fizeram\\_os\\_padres\\_da\\_Com-  
panhia\\_de\\_Jesus\\_nas\\_suas\\_Missões\\_do\\_orient\\_e\\_Africa\\_e\\_Brasil\\_nos\\_  
anos\\_de\\_1607\\_e\\_1608.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Relações_anuais_das_coisas_que_fizeram_os_padres_da_Companhia_de_Jesus_nas_suas_Missões_do_orient_e_Africa_e_Brasil_nos_anos_de_1607_e_1608.jpg)  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-4899-7

# ANTE SCRIPTUM

*Auf den ersten Blick sind der Aufbau und die Leitung der Welt einem Schauspiel äußerst ähnlich, ja es ist wirklich ein Schauspiel, das die Weisheit Gottes auf dem Erdkreis mit den Menschenkindern spielt. Nun ist aber nichts typischer für ein Schauspiel, als dass es die Zuschauer, die am Anfang wenig verstehen, worauf das Stück hinauswill, durch erstaunliche Verwicklungen schließlich dahin führt, dass sich, nachdem sich alle auf eine Katastrophe eingestellt haben, das Vorausgegangene und das gerade Gespielte und der vorbereitete, rettende Schluss dem Verständnis aller immer deutlicher erschließt. So bekommt der dramatische Dichter zuletzt für seine künstlerische Geschicklichkeit Applaus, wenn der glückliche Ausgang, den er für alle Verwirrungen gefunden hat, offen vor aller Augen liegt. Im Ernst, gehört es sich etwa, vom himmlischen Künstler weniger zu erwarten? Was aber darf man dann berechtigterweise von seinem Handeln zum Abschluss des großen Dramas, welches er mit dem Menschengeschlecht spielt, nicht alles erwarten?*

Jan Amos Komensky: »Consultatio Catholica« (1645)



# **I. TEIL: GLAUBE**

# I.

## ROM

25. Dezember Anno Domini 1616

EINE STERNENLOSE, FINSTERE Nacht. Gnadenlos peitschte eisiger Sturmwind schwarze Wolken über den mitternachtsblauen Himmel. Ein Fauchen und Heulen verhiieß Unheil. Hilflos taumelten die wenigen Laternen hin und her, Betrunknen gleichend. Selbst die Häuser schienen Angst zu haben und sich noch enger aneinanderzuschmiegen wie die verunsicherte Herde angesichts jaulender Rufe eines Wolfsrudels. Der Wind flitzte durch die Ritzen, ab und an fiel eine Dachschindel herab auf den froststarrten Boden. Und eiskalte Luft fegte vom Tiber her.

*Dong.*

Die Leuchtfeuer in der Via della Conziliazone wehrten sich gegen das Ungemach der Naturgewalt, flackerten hektisch, setzten immer wieder für einen Wimpernschlag aus, um dann mit verzweifelter Hoffnungslosigkeit erneut aufzuflammen. Stürmisch rannte der Dezemberwind gegen sie an, blies ein Licht nach dem anderen aus, ein letztes Zischen noch, dann nicht enden wollende Dunkelheit. Vereinzelt schlugen Fensterläden gegen die trostlosen Mauern, als begehrten sie Einlass, um Schutz zu finden vor der erbarmungslosen Kälte.

*Dong.*

Eine hauchdünne Eisschicht bedeckte die ekligen Pfützen auf der Straße. Der steinharte Kot war längst ergraut, ein Meer kleiner Felsen inmitten einer sandigen Wüstenei. Und doch wurde immer wieder ein Stück Dreck vom Sturm erfasst, emporgerissen, hinweggeschleudert, wie eine Mörserkugel im Boden einschlagend, um sich sodann noch das eine oder andere Mal zu überschlagen, endlich wieder Ruhe findend für eine Weile.

*Dong.*

Sturmumtost schien selbst der Obelisk zu wanken, der einsam vor der schwarzen Silhouette von St. Peter in das dunkle Nichts ragte, ein verlorener Leuchtturm, dessen Feuer verloschen war. Und immer noch jagten die Wolken übers Firmament, flohen vor der Kuppel des Doms, der just in dieser Nacht allen Katholiken Anker der Hoffnung war.

*Dong.*

Langsam und monoton erklang die große Glocke der Basilika, alle Gläubigen zur Mette zu rufen. Klamme Finger zogen das Seil immer und immer wieder, während sie eifrig angehaucht wurden in der wahnwitzigen Hoffnung, diese Verrichtung würde Erfrierungserscheinungen hintanhaltend. Die dicken Mauern mochten vor dem tosenden Wind einigermaßen Schutz bieten, doch vor der Kälte gab es kein Entrinnen, sie schien durch die Steine sogar noch verstärkt zu werden. Doch wer ein gottgefälliges Werk verrichtete, den mochte der Herr in seiner Güte wohl nicht strafen. Und so zogen die froststarrten Finger weiter am Glockenseil.

*Dong.*

In der Ferne ragte die Engelsburg empor, ihr schwarzer Umriss glich einem Berg, von dem der Papst herabgestiegen war, um sich in einer pompösen Kutsche zur Peterskirche fahren zu lassen. Bald schon würde er die Christmette zelebrieren, auf dass sich die Stadt und der ganze Erdkreis freuen möge: Der Herr ist uns geboren.

*Dong.*

In den engen Gassen kam Bewegung auf. Ein verlorenes Rudel flutete auf die Kirche zu. Zuerst kämpften nur einige wenige gegen die beißende Kälte an, doch bald schon schlossen sich diesen Pionieren weitere Seelen an. Sie strömten auf der Via della Conziolazione zusammen und hielten Kurs auf den Obelisken. Manche dieser Gläubigen trugen nur unzureichendes Schuhwerk, andere wiederum waren durch edle Stiefel einigermaßen geschützt. Gemeinsam war all diesen Menschen das Bemühen, dem erstarrten Dreck zu entgehen. Die Füße marschierten nicht gleichmäßig vorwärts, sie bahnten sich in befremdlicher Schrittabfolge

einen möglichst schmutzfreien Weg, dabei immer wieder Lacken, Unrat und Pferdemist überspringend. Ab und an ließ sich ein völlig unchristliches Fluchen vernehmen, wenn jemand dennoch in den Kot getreten war. Doch hatte Christ der Herr ungleich mehr gelitten, als er sich anschickte, die Menschheit von ihren Sünden zu erlösen. Also musste man seine Menschwerdung würdig feiern, wenn es denn sein sollte, auch mit kotverschmierten Füßen.

*Dong.*

Gloria in excelsis Deo. Verzernte, zerrissene Tonfetzen drangen aus der Kirche nach draußen. Lobgesänge auf den Herrn, die im Inneren des Doms auf das Hochamt einstimmen sollten. Selbst die kräftigsten Stimmen wirkten verloren angesichts des satanischen Geheuls der Elemente, die entschlossen schienen, dem himmlischen Lobgesang ihr höllisches Treiben entgegenzusetzen. Auch die Mitglieder des Chors wussten nicht, ob sie nun aus christlichem Lobpreis sangen oder aus Angst vor dem drohenden Unwetter. Und die himmlischen Chöre blieben stumm in jener Nacht.

*Dong.*

Langsam wuchs die Menge auf dem Petersplatz an, suchte die Entfernung zur Kirche im Eiltempo zurückzulegen, um schnell der ungeschützten Weite des Platzes zu entkommen. Ein Stoßen und Drängen, murrende zischende Laute, Worte des Aufbegehrens, Entgegnungen der Beschwichtigung. Der Strom der Menschen schmolz zu einer schmalen Kette zusammen, die sich vor dem Obelisken teilte, um sich unmittelbar nach dem Bauwerk wieder zu vereinigen. Und so blieb sie bis zum großen Hauptportal, das allein geöffnet war, die Schar der Betenden einzulassen. Zu viert und zu fünft quetschten sich die frommen Gestalten in das Innere des Gotteshauses, um sich dort entlang der Seitenmauern zwanglos zu verteilen. Kaum jemand blieb in der Mitte des Gebäudes stehen, sondern suchte Schutz in einer der Nischen, mitunter steuerten einige den Altar ihres Heiligen an und hielten an einer von ihnen gestifteten Votivtafel, dort schweigend ins Gebet vertieft.

*Dong.*

Kirchendiener waren damit beschäftigt, das Heer der Kerzen zu entzünden, vor dem Hauptalter wurden noch die Blumen arrangiert, Edelmänner legten Gaben vor Petri Grab nieder, Handwerker taten es ihnen vor der Statue des Apostels Andreas gleich, Bürgerfrauen knieten vor der Heiligen Helena, doch dickleibige Gestalten in bischöflichem Ornat scheuchten sie zurück ins Hintere des Kirchenbaus. Selbst am Geburtstag des Herrn war dieser Bereich den geistlichen Herren vorbehalten. Mit eingezogenen Köpfen leisteten die Laien den herrischen Gesten der Ordinierten Folge.

*Dong.*

Vor dem Portal herrschte immer noch großes Gedränge. Die Schweizergardisten hatten jeden Versuch, irgendeine Ordnung herzustellen, aufgegeben. Ihre Partisanen lehnten an ihren Schultern, und eifrig rieben die Soldaten die klammen Hände gegeneinander, um die Finger wieder ein wenig gelenkiger zu machen. Die Menge war auf eine unüberschaubare Größe angewachsen. Obwohl sie sich der größten Kirche der Christenheit gegenüber sah, war leicht auszurechnen, dass niemals alle Kirchgänger Einlass finden könnten. Wie stets bei solchen Anlässen würde das Gros der Menschen der Messe außerhalb der Kirchenmauern folgen müssen. Ob der schauerlichen Kälte ein nicht zu geringes Opfer zu Ehren des Herrn. Dieses voraussehend, hatten subalterne Kirchendiener für mehrere Lagerfeuer rund um den Platz Sorge tragen lassen, um den Gläubigen Licht und Wärme zu spenden. Doch den Kirchgängern schienen diese Leuchtfeuer wenig vertrauens-erweckend zu sein. Hektisch züngelten die Flammen, vom wilden Wind gepeitscht, bald hierhin bald dorthin, leckten gierig nach weiterer Nahrung. Verkohlte Holzreste stoben über den Platz, gefährlichen Granaten gleich. Für einen kurzen Augenblick schienen die Flammen ihre gesamte Umgebung zu versengen, um sie sodann wieder der eisigen Kälte zu überlassen, wenn sich der Wind aufs Neue drehte. Hin- und hergerissen war die Menge, einerseits die Wärme suchend, andererseits sich vor ihr

fürchtend. Doch würde der Herr in seiner Gnade just in dieser Nacht seiner Herde ein Leid antun? Ora pro nobis!

*Dong.*

Das Stundenglas zeigte Mitternacht. Das letzte Sandkorn war durch die Mittelöffnung geronnen. Ein letzter Schlag noch, dann würde der Papst höchstselbst aus der Sakristei in die Kirche schreiten, um das Hochamt zu zelebrieren. Die Nervosität stieg, sogar der Chor wurde in seinem Vortrag unsicher. Alles wartete nur noch. Während am Portal immer noch das umtriebige Gesumm eines Bienenstockes herrschte, faltete Camillo Borghese, der sich als Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, als Stellvertreter Christi auf Erden Paul V. nannte, die Hände, um zu beten. Umständlich sank der alte Mann auf die Knie, stützte seine Ellbogen an der Querleiste des Betstuhls ab und übte sich in Demut. Niemand der Umstehenden wusste zu sagen, ob Seine Heiligkeit wirklich Gott um Rat und Hilfe anrief, doch respektvolles Schweigen schien in jedem Fall die geeignete Reaktion auf das päpstliche Tun. Die Kardinäle, die Bischöfe, die Kuraten und all die anderen, die zum Dienst an der Kirche berufen waren, senkten ihre Häupter und warteten auf ein Zeichen ihres Hirten. Dieser schlug ein Kreuzzeichen und rappelte sich schwerfällig wieder auf. Mit kleinen trippelnden Schritten begab er sich zur aufgeschlagenen Prachtbibel und blätterte mit zittrigen Fingern im Lukasevangelium und schlug das zweite Kapitel auf. Wiewohl er die betreffende Stelle in seinem langen Leben als Priester schon unzählige Male reziert hatte, schien es ihm dennoch notwendig, sie noch einmal zu memorieren. »Factus est autem in diebus illis, exiit edictum a Caesare Augusto, ut describeretur universus orbis. Haec descriptio prima facta est a praeside Syrie Cyrino, et ibant omnes ut profiterentur, singuli in suam civitatem. Ascendit autem et Joseph Galilaea, de civitate Nazareth in Judaeam in civitatem David, quae vocatur Bethlehem, eo quod esset de domo et familia David, ut profiteretur cum Maria desponsata sibi uxore praegnante.« Diese Zeilen würden auch in jener Nacht wieder im

Zentrum der Heiligen Messe stehen, und Paul wisperte sie in selbstvergessener Beflissenheit.

*Dong.*

Mit verstärkter Kraft setzte der Chor mit seinen Lobpreisungen fort, Klingeln verkündete den Beginn des Hochamtes, und in einer langen Reihe, je zwei und zwei, zogen die Ministranten, die Priester, die Bischöfe und Kardinäle, schließlich der Papst selbst in die Kirche ein. Vor dem Grab Petri verbeugte sich Paul, alle anderen fielen auf die Knie. Hunderte Hände schlugen das Kreuzzeichen und fuhren dann zum Mund, um geküsst zu werden. Der Papst verharrte einen Augenblick in Stille und wandte sich dann zur Gemeinde um, bereit, sie zu segnen: »Pax vobiscum.«

»Et cum spiritu tuu.«

Paul schritt zum Hauptaltar und ließ seinen Blick über das Messbuch schweifen.

Die ganze Kirche kam mit einem Mal zur Ruhe. Wo vereinzelt noch ein heiseres Hüsteln zu vernehmen war, wurde der Urheber solchen Lauts sofort mit mahnenden Blicken gestraft, worauf auch der selbstbewussteste Betbruder von weiteren Absonderungen absah – und sollte er auch daran ersticken.

Vorne am Altar verharrte Paul in unbewegter Starre. Er schien sich zu sammeln. Er fühlte, wie Hunderte Augenpaare auf ihm ruhten, und er wusste, die Besonderheit des Augenblicks verlangte von ihm ein ganz besonderes Verhalten. Er, Papst Paul V., war der höchste Würdenträger der gesamten Christenheit, und diese Nacht war die bedeutendste des Jahresumlaufs. Diesem Umstand musste fraglos Rechnung getragen werden, selbst wenn sich gerade heute alle Elemente der Hölle zusammengetan hatten, die Heiligkeit der Stunde herauszufordern. Doch war denn dies verwunderlich? Nichts konnte Satan und seine Heerscharen mehr schmerzen, als dass der Welt der Erlöser geboren ward. Der Herr in seiner unendlichen Güte hatte sich seiner Schäfchen erbarmt und seinen eingeborenen Sohn auf diese Welt entsandt, den Bund des Lebens ein weiteres Mal zu erneuern, ungeachtet der zahllosen Sünden, die die Menschheit Tag für Tag auf sich lud.

Christus Jesus war das Lamm, das hinweg nahm die Sünden der Welt. Der Erlöser, der der Welt geschenkt worden war, er gab ihr seinen Frieden. Selbst wenn draußen vor der Kirche die Stürme tobten und einem der Atem gefror. Schon allein bei dem Gedanken an die gnadenlose Kälte begann Paul zu frösteln. Was hätte er jetzt gegeben für ein Glas heiße Milch. Doch die Stunde verlangte nach Erhabenheit, nach einer Predigt, an der das Kirchenvolk sich moralisch emporranken konnte, auch wenn wohl kaum angenommen werden durfte, dass die Menge außerhalb der Kirchenmauern auch nur ein Wort von dem verstehen würde können, was er, Seine Heiligkeit, der Papst, hier von der Kanzel zu verkündigen gedachte. Der Frost wurde, je länger Paul in meditativem Gebet verharrte, immer unerbittlicher, und gerne hätte er das Schließen der Portale angeordnet, doch die Heilige Mutter Kirche durfte sich auch den Armen nicht verschließen, die ihrer Segnungen so dringend bedurften.

So bekreuzigte sich denn der Papst und wandte sich den beiden Kardinälen zu, die ihm bei der Eucharistie zu assistieren hatten. Diese traten in gebotenem Respekt einen kleinen Schritt auf ihn zu. Paul ließ derweilen seinen Blick über die Gläubigen schweifen, und mit Zufriedenheit registrierte er, dass alle Familien von edler Herkunft geschlossen den Weg zur Christmette gefunden hatten. Das Licht kam zwar von Osten, aber es leuchtete in St. Peter.

Der Papst holte tief Luft, und nur wenige Sekunden später begann er förmlich das Hochamt. Ermutigt durch die ersten tröstlichen Worte seiner Heiligkeit wartete nun auch der Chor wieder auf seinen Einsatz, der allein den Gläubigen, die auf dem Platz vor der Kathedrale versammelt waren, vom Fortgang der Messe kündete. Und je länger der Gottesdienst andauerte, umso mehr schienen die höllischen Heere in ihrem Kampf gegen die Christenheit zu unterliegen. Gloria in excelsis Deo!

Die Erhabenheit des Hochamts hatte gleichwohl einen begrenzten Radius. In einer hinteren Ecke der Basilika standen die Brüder des Ordens des Heiligen Franziskus beisammen, und wenn



ihnen auch die Größe der Stunde bewusst war, so genügte ein flüchtiger Blick, um zu erkennen, dass sie nicht mit vollem Herzen bei der Sache waren. Immer wieder steckten zwei und zwei die Köpfe zusammen, und wer ihnen bis auf ein paar Schritte nahe kam, der vermochte ein Zischen und ein Wispern zu vernehmen von jenem Gespräch, das die Brüder ungeachtet der Heiligen Messe führten. Dieser Disput hatte schon begonnen, als sich der Zug der Franziskaner in ihrem Hauptquartier formierte. Dem Oberhaupt des Ordens war zu Ohren gekommen, dass der Heilige Vater just an Weihnachten eine Entscheidung getroffen hatte, die in ihren weitreichenden Folgen noch gar nicht abzusehen war. »Stimmt es, was Bruder Sabinus sagt?«, ließ sich ein junges Mönchlein vernehmen, während die Stimme des Papstes nur sehr undeutlich in jenen Bereich der Kirche vordrang.

»Ja«, zischte der Angesprochene zurück.

Ein kollektives Kreuzzeichen unterbrach die Konversation.

»Aber wieso ein Jesuit?«

»Das weiß der Heilige Vater allein.«

Ein Oberer des Ordens, der vor den beiden stand, wandte sich missbilligend um: »Hier ist nicht der Ort zur Disputation.«

»Aber ich verstehe es nicht«, zeigte sich der Jüngere uneinsichtig.

»Und ein Hiverner noch dazu«, setzte der Ältere offensichtlich empört hinzu.

»Ein Hiverner?« Die Information schien einem weiteren Franziskaner, der nur wenig abseits der Gruppe stand, neu. »Wie denn ein Hiverner? Die Jesuiten haben keinen dieser Nation in ihren oberen Reihen.«

»Freilich wahr. Der Heilige Vater schenkt einem Jüngling ein wahres Übermaß an Vertrauen ...«

»Nun ja, der Mann zählt wohl schon 36 Jahre«, korrigierte ein weiterer Mann des Ordens, »er kam vor etwa zehn Jahren nach Rom. Im Gefolge des alten Haudegens O'Neill.«

»War das nicht der unchristliche Säufer, der diesen Sommer seine stets betrunkene Seele aushauchte?«

»Ja, und doch hat er der Heiligen Mutter Kirche so manchen Dienst erwiesen. Er kämpfte tapfer gegen das Ungeheuer auf Englands Thron. Diese Bestie, die in der Hölle schmoren möge und der Gott in seiner Gnade jede Nachkommenschaft versagte.«

Die Begeisterung des Jüngeren war erwacht. Er hatte Kälte, Sturm und Evangelium vergessen: »Erzählt mir mehr, Bruder!«

»Nicht jetzt, konzentriere dich auf die Heilige Messe.«

Paul V. hatte den ersten Teil des Hochamtes hinter sich gebracht. Eben war die Kirchengemeinde am Wort: »Herr, ich bin nicht würdig, dass Du eingehst unter mein Dach. Aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.« Im Altarbereich nahm die Umtriebigkeit wieder zu, aber auch wenn der Papst mit dem Rücken zur Gemeinde stand, so wusste er dennoch, was die Gemeinde von ihm erwartete. An Tagen wie diesen schien es unangebracht, die Eucharistie unnötig in die Länge zu ziehen, denn mit einer Erkältung war nicht zu spaßen. Wer liebte es schon, zur Ader gelassen zu werden, wer vermochte zu sagen, ob man wieder genas von kränkelndem Ungemach? Die Heilige Mutter Kirche hatte sicher recht, dass dem Rechtschaffenen das Paradies winkte. Doch kaum einer wollte zur Unzeit abberufen werden zu den himmlischen Chören. Die Welt mochte ein Jammertal sein, doch dieses sollte bis zum Ende durchwandert werden. Zumal, wenn man Verpflichtungen den anderen Christenmenschen gegenüber hatte. Und sei es auch nur die erstmalige Erfüllung des allerchristlichsten Gebots der Nächstenliebe. Ja, so wusste auch Seine Heiligkeit, bei einer solch heidnischen Kälte verbot es eben jene Caritas, die Schäfchen unnütz lange den Elementen auszusetzen. Seine Predigt würde kürzer sein als üblich. Amen.

Bei den Franziskanern herrschte immer noch heftiger Aufruhr. Seit Menschengedenken waren sie die Stütze Roms. Und Rom war die Stütze des Heiligen Stuhls. Und auf ihm ruhte der Weltenkreis. Dem Sitz Petri dienten Fürsten wie Freisassen, Könige

wie Knappen, Hauptmänner wie Hörige. Gott, der Herr, lenkte den Weltenlauf durch seinen auserwählten Diener. Und dieser wiederum wählte jene Diener aus, die an entlegeneren Orten des Erdkreises das Wort Gottes zu verkünden hatten. Nahe-liegenderweise waren jene Diener die zuverlässigsten, die der Schoß der Kirche zu bieten hatte: die Mitglieder des altehrwür-digen Ordens des Heiligen Franziskus. Um diese erhabene Rolle waren die Franziskaner immer schon beneidet worden. In erster Linie natürlich von den Jesuiten, deren Geschichte noch keine 100 Jahre zählte. Es mochte schon sein, dass Ignatius ein heili-ger Mann gewesen war. Doch war er wirklich Gottes Gnade teil-haftig geworden? Und wenn, so konnte diese sich wohl kaum auf seine Nachfolger in gleichem Ausmaße erstreckt haben. Eine überaus ungewöhnliche Entscheidung des Heiligen Vaters also, ausgerechnet einen Jesuiten mit einer so wichtigen Aufgabe zu betrauen. Wien war nicht irgendein gottverlorener Vorposten in einem jener Länder, wo die Löwen waren. Wien war das Zen-trum des Heiligen Römischen Reiches. Wenn Seine Heiligkeit schon geruhte, die Franziskaner bei dieser Aufgabe zu übergehen, so hätte er wenigstens einen Dominikaner damit betrauen kön-nen. Und wenn schon partout einen Jesuiten, so doch zumindest deren General und nicht einen völlig unbekanntem Iren, der vor seiner Zeit als Ordensmann angeblich ein übler Schwertkämpfer gewesen war. Und dennoch hatte der Papst in seiner unergründ-lichen Weisheit just diesem Gälen die heikle Mission am Kaiserhof anvertraut. Gottes Ratschluss war in der Tat unergründlich.

Der Papst hatte mittlerweile die Wandlung vollzogen. Als er die Heilige Hostie dem Kirchenvolk zeigte, ließ er seinen Blick über die Herde wandern und registrierte eine steigende Unruhe. Die Hände der Gläubigen waren nicht länger fromm zum Gebet gefal-tet, vielmehr wurden sie eifrig gerieben in dem verzweifelten Bemühen, die Kälte zu vertreiben. Erstmals überlegte Paul V., die Predigt überhaupt auf ein paar essenzielle Sätze zu beschrän-ken, denn selbst die ihm zur Seite stehenden Kardinäle began-

nen, Zeichen der Schwäche zu zeigen. Ein kleiner Ministrant hüstelte nervös vor sich hin, und aus den Mündern der ihn umstehenden Männer sah er dampfenden Atem aufsteigen. Gott der Herr würde seine Nachsicht verstehen. Er verkürzte das Hochamt nicht aus Eigennutz. Nein, die Gläubigen verdienten es, auf schnellstem Wege nach Hause in ihr warmes Bett zu kommen, auf dass ihnen Unheil erspart blieb. Und deshalb entschied sich der Papst dazu, einen Kompromiss zu wagen. Mit für ihn völlig ungewohnter Schnelligkeit leierte er seine Predigt herunter und ersparte dem Kirchenvolk damit wertvolle Minuten.

Die Oberen der Franziskaner hatten sich schon auf dem Weg zu Sankt Peter dahingehend verständigt, dass sie nach der Christmette nochmals zu einer Beratung zusammenkommen wollten. Musste man die Entscheidung des Papstes akzeptieren, oder gab es vielleicht eine Hintertür, durch die man sie eventuell noch revidieren konnte? Und wenn sich der Heilige Vater schon für einen Jesuiten entschieden hatte, musste es dann ausgerechnet dieser Ire sein? Was wusste man schon groß von ihm – außer seiner fragwürdigen Vergangenheit? Womit war es ihm gelungen, sich in die Herzen seiner Brüder einzuschmeicheln, sodass sie ihn dem Papst vorgeschlagen hatten? Einer der Franziskaner wusste zu berichten, dass der Mann an einer »Historia Hiberniae« schrieb, ein Buch von sehr zweifelhaftem historischem Wert also, denn wer brauchte im Zentrum der Christenheit über ein Land Bescheid zu wissen, das seine Hochblüte schon vor 1.000 und mehr Jahren hinter sich gebracht hatte? Sicherlich, in den alten Zeiten hatten der Heilige Kolumban, der Heilige Finnian, der Heilige Kieran, hatten der Heilige Gallus, der Heilige Virgil und der Heilige Colmcille so manch wichtige Tat für die Christenheit vollbracht, und auch heute noch blieb das irische Volk im Glauben standhaft gegen die englische Ketzerei. Doch Irland war ein Nebenschauplatz der Geschichte, unbedeutend, irgendwo fernab im wilden Atlantik. Seine Tage damit zuzubringen, darüber eine Chronik zu verfassen, war wohl sinnfälligster Müßiggang. Und vor allem:

Was konnte so jemand von den politischen Problemen verstehen, die sich im Reiche zutrugen? Es mochte ja sein, dass der irische Jesuit sich im Kampf gegen die Ketzerei ausgezeichnet hatte. Doch im Reich ging es um mehr als um blutige Scharmützel im Moor.

Die Heilige Messe war mittlerweile bei der Kommunion angelangt. Endlich bot sich für den Papst die Gelegenheit, ein wenig zu ruhen. Trotz der bitteren Kälte war er froh, sich auf seinen Thron setzen zu können, um ein wenig zu rasten, während die Bischöfe und Kardinäle den Gläubigen den Leib Christi reichten. Pauls Gedanken schweiften ab und kehrten zu der Entscheidung zurück, die er erst kurz vor der Mette getroffen hatte. Dieser Schritt war ihm nicht leichtgefallen, und gerne hätte er sich mit dieser Frage Zeit bis ins neue Jahr gelassen. Doch seine Berater hatten auf einen raschen Entschluss gedrängt. Paul fragte sich, ob er die richtige Wahl getroffen hatte. Seit er vor über zehn Jahren zum Papst einer zerrissenen Welt auserkoren worden war, bemühte er sich, das Erworbene zusammenzuhalten. Intrigen herrschten allüberall, und besonders hier in Rom. Beständig sah er sich mit den Oberen der Dominikaner und der Jesuiten konfrontiert, die den jeweils anderen Orden der Ketzerei bezichtigten und eine Verurteilung der Rivalen einforderten. Andauernd legte man ihm ein neues Problem vor, das eine sofortige Entscheidung von ihm verlangte. Wie ihn das alles ermüdete! Da war es schon erbaulicher, einen neuen Orden zu bestätigen oder einen Baumeister mit der Errichtung einer neuen Kirche zu beauftragen. Und erst die Außenpolitik! Überall wimmelte es von Ketzern und Heiden, und, was noch schlimmer wog, auch im Lager der Heiligen katholischen Kirche verfielen immer mehr Schafe des Herrn der Sünde. War es Gottes Wille, seine Herde solch mannigfacher Gefahr auszusetzen? Warum hatte er dann ihn, Paul, dazu berufen, den Stuhl Petri zu besteigen? Die Lutheraner waren in deutschen Landen auf dem Vormarsch, England unrettbar verloren, und der Türke rüstete zu einem neuen Anlauf, Europa zu überrennen. So viel Verantwortung für einen alten Mann. Paul seufzte.

Und jetzt noch diese Schwierigkeiten in Prag. Was wollten diese böhmischen Bauern überhaupt, dass sie es wagten, sich wider die Obrigkeit zu empören und den Ketzern Gehör zu schenken, die sie mit teuflischen Schalmeienklängen umschmeichelten, wie es Luzifer stets zu tun pflegte, um Gottes Seelen in die ewige Verdammnis zu führen. Die großen Orden, die doch des Papstes Stütze sein sollten, langweilten ihn mit ihrem Gnadenstreit, anstatt die wahren Ketzer zu bekämpfen, und er, Paul, musste all diese weitreichenden Entscheidungen ganz alleine treffen, da sich seine Berater in keiner einzigen Frage einigen konnten und sich ständig zankten, sodass er, der Papst, sie jedes Mal aufs Neue zur Ordnung rufen musste.

Paul dachte an das Dossier, das ihm der Kardinalstaatssekretär erst am Nachmittag bereitgelegt hatte. Er erinnerte sich düster an Böhmen. Ja, er war erst kurz in seinem hohen Amte gewesen, da hatte der Habsburger Rudolf damit begonnen, den Ungarn und den Böhmen Religionsfreiheit zuzusichern und damit das mühevollen Werk des Wiener Kardinals Khlesl mutwillig zu gefährden. Wäre nicht Bayern gewesen, die Ketzer hätten der Heiligen Mutter Kirche ganze Nationen entrissen. Rudolfs Nachfolger Matthias hatte den Böhmen sogar zugestanden, sich ihren König selbst zu wählen, was ihn nun freilich reute, da er seinem Vetter Ferdinand die Erbfolge sichern wollte, was den Böhmen offensichtlich kaum schmackhaft zu machen war. Dazu war Khlesls Eifer in den letzten Jahren sichtlich ermattet, und was an Informationen aus Wien den Weg nach Rom fand, war kaum dazu angetan, die Gemüter zu beruhigen.

So gesehen schien es höchst nötig, einen eigenen Emissär nach Wien zu senden, um sich selbst ein Bild machen zu können und dem Willen des Heiligen Vaters unmissverständlich Geltung zu verschaffen. Und der Vorschlag, damit einen Jesuiten, der fraglos mit der Kunst der Inquisition bestens vertraut war, zu betrauen, hatte auch einiges für sich, auch wenn er die Dominikaner damit vor den Kopf stieß. Aber der Staatssekretär hatte ihm versichert, man habe auch für sie einen Posten gefunden, um sie zu besänftigen, brauche doch der Hof in Paris einen neuen Nuntius.

Überdies war dieser Ire ein vollkommen unbeschriebenes Blatt, ein einfacher Ordensbruder, der sich bislang noch überhaupt nicht hervorgetan hatte, Angeblich schrieb er an einem Buch über die Geschichte seiner Heimat. Ein Streber also. Nun, dann würde er wohl auch als Legat sehr fügsam sein und tun, was man ihm auftrag. Überdies konnte man den Dominikanern mit dieser Entscheidung das Gefühl vermitteln, nicht wirklich den Jesuiten den Vorzug gegeben zu haben, da ein derart unbedeutendes Mitglied des Ordens kaum als Auszeichnung verstanden werden konnte. In jedem Fall war für den Heiligen Stuhl nichts verloren, wenn der junge Mann an seiner Aufgabe scheitern sollte. Ein kleines Mönchlein, das seine Kompetenzen überschritten hatte, das seine Grenzen nicht kannte, das fehlgeleitet war. Sollte der Hiverner seine Mission nicht erfüllen können, dann warteten die Dominikaner und die Franziskaner nur zu begierig darauf, einen der Ihren an die Stelle des Jesuiten zu senden. In jedem Fall waren die Orden für eine Weile untereinander beschäftigt, und dem Kaiser signalisierte er, Paul, mit seiner Entscheidung, dass ihm als Oberhaupt der Christenheit noch mannigfache Möglichkeiten blieben, auf die Entwicklungen im Reich zu reagieren, wenn die Schafe des Herrn auf ihrem Wege strauchelten. Je länger Paul die einzelnen Aspekte seiner Entscheidung überdachte, umso zufriedener wurde er mit ihr. Er hatte in der Tat nichts falsch gemacht, Gott hatte ihn in seinem Entschluss gut geführt und ließ ihn zuversichtlich in das neue Jahr blicken.

Eine gewisse hüstelnde Unruhe ließ Paul aufblicken. Er erkannte, dass die Kommunion zu einem Ende gekommen war und er daher den Schlussteil der Heiligen Messe zu zelebrieren hatte. Einige Minuten noch, und er konnte sich wieder in seinen Palast zurückziehen, wo endlich Wärme und Behaglichkeit seiner harreten. Und die ihn Umstehenden meinten zu erkennen, dass der Heilige Vater leicht zu lächeln begann.

Muzio Vitelleschi, der Ordensgeneral der Jesuiten, wartete ungeduldig auf den Schlusssegnen des Papstes. Erst wenige Augen-

blicke vor der Christmette war ihm aus der Engelsburg die Nachricht überbracht worden, dass einer seiner Mitbrüder als päpstlicher Emissär nach Wien gesandt werden sollte. Noch dazu ein relativ unbedeutendes Mitglied des Ordens und nicht einer der Oberen. Die Entscheidung war so überraschend gekommen, dass Vitelleschi gar nicht mehr die Möglichkeit besessen hatte, sich mit seinen Brüdern zu beraten. Was mochte Papst Paul mit diesem Schritt bezwecken? Welche Intrige war da gesponnen worden? Vor allem aber, wie sollte der Orden darauf reagieren? Unter anderen Umständen wäre es fraglos eine große Ehre gewesen, mit dieser Aufgabe betraut zu werden. Doch der Papst sandte keinen General in die Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches, sondern einen gewöhnlichen Soldaten, der im Orden der Gesellschaft Jesu nicht einmal eine untergeordnete Rolle spielte. Musste das nicht erst recht als Brüskierung der Gesellschaft gewertet werden? Wer war überhaupt auf den Iverner verfallen? Wer kannte ihn außerhalb des Ordens? Selbst ihm, dem General der Jesuiten, kam der Ire kaum jemals unter die Augen. Noch am Weg zur Christmette hatte er seine Vertrauten im Geheimen nach dem jungen Mitbruder ausfragen müssen, da er sich eingestehen musste, kaum etwas über den Iren zu wissen, der gleichwohl schon seit beinahe zehn Jahren hier in den Domänen des Ordens in Rom weilte und dennoch nie dazu Anlass gegeben hatte, sich auch nur sein Gesicht zu merken. Vitelleschi bekam eine bruchstückhafte Geschichte erzählt, wonach der Ire Anfang Juni des Jahres 1608 an die Pforte des Ordens geklopft und erklärt habe, er sei gewillt, in diesen einzutreten und sich sämtlicher Schritte zu unterwerfen, die dazu nötig seien. Der seinerzeitige Ordensgeneral, dem dieses Begehren hinterbracht worden war, habe damals mit großer Skepsis reagiert, denn wenn auch der Haufe des sogenannten »großen O'Neill« seitens des Heiligen Vaters regelrecht hofiert wurde, so schien ein Mann aus dieser Truppe wohl kaum geeignet, dem Herrn an so exponierter Stelle zu dienen. Man habe den Gefolgsmann O'Neills abgewiesen, erfuhr Vitelleschi, doch dieser habe



sich vor die Kirche Il Gesu gesetzt und Nahrung und Trank verweigert, bis man ihn aus Angst um seine Gesundheit doch eingelassen habe. Bruder Benedikt erinnerte sich auf dem Weg zur Christmette daran, dass der Ire damals erklärte, er habe mit seinem weltlichen Leben abgeschlossen. Es seien ihm zu viel Gewalt und Blut untergekommen, als dass er sich den Versuchungen der Welt länger aussetzen wolle. Er sei durchaus bewandert in der Heiligen Schrift und ob seiner adeligen Abkunft des Lateinischen wie ansatzweise auch des Griechischen mächtig, und mit großem Eifer wolle er ein gottgefälliges Leben beginnen, um Buße zu tun für das sündhafte Treiben in seiner Jugend. Er erwies sich gegen alle Anfechtungen, die man seitens des Ordens gegen seine Aufnahme vorbrachte, gewappnet und wurde schließlich als Novize zugelassen. Der Ire galt als wortkarg und suchte kaum den Kontakt zu seinen Mitbrüdern, denen er nur auffiel, wenn die Reihe an ihm war, während der Einnahme des Mahls die Lesung abzuhalten, denn die tragende Stimme des Iren, die die Worte der Schrift so schön modulierte, galt als wundersame Abwechslung im monotonen Singsang sonstiger Vortragender. Ansonsten hielt sich der irische Bruder beständig zurück. Selbst im Kapitelhaus, wo er stets am geringsten Sitz Platz zu nehmen pflegte, schwieg er beharrlich und pflegte sich bestenfalls dann zu Wort zu melden, wenn einer der Mitbrüder ein falsches Zitat gebrauchte. Und war die Rede doch einmal an ihm, dann wählte er den Brüdern nahezu unbekannte Heilige wie Duns Scotus, Johannes Erigena oder Colmcille als Inhalt seines Vortrags. Es war eine dieser Gelegenheiten gewesen, da der Ire auch Vitelleschi aufgefallen war, und er, Muzio, konnte sich noch gut daran erinnern, dass er nach diesem Vorfall in die Bibliothek gegangen war, um klammheimlich nachzulesen, ob der Ire nicht etwa der Ketzerrei verdächtige Autoren zitiert hatte, da sie ihm, dem Ordensgeneral, so gänzlich ungeläufig gewesen waren. Nun, da sich das Hochamt allmählich seinem Ende näherte und er, Vitelleschi, vor lauter Kälte schon kaum mehr seine Glieder bewegen konnte, musste er ob seines damaligen Tuns beinahe ein wenig

lächeln. Der Ire war ja eigentlich nicht zu unterschätzen. Nur, woher wusste dies der Papst?

Das Oberhaupt des Dominikanerordens ärgerte sich, als sein Blick auf seinen jesuitischen Gegenspieler fiel. Was grinste Vitelleschi so selbstgefällig? Er wollte doch wohl der Kirchengemeinde nicht weismachen, dass sein Tun religiöse Inbrunst sei? Ob dieses Grinsen mit der Entscheidung des Papstes zusammenhing, einen der Jesuiten nach Wien zu schicken? Wusste der Ordensgeneral etwas, das ihm, dem Generalmagister der Dominikaner, entgangen war? Ja, er ärgerte sich. Dabei war er kurz vor der Christmette noch rundum zufrieden gewesen. Schon in den letzten Tagen hatte sich abgezeichnet, dass sich die Dominikaner nicht mit ihrem Begehren durchsetzen würden, einen der Ihren mit der Mission nach Wien zu betrauen. Da war einer seiner Berater auf die Idee verfallen, dem Heiligen Vater den Vorschlag zu unterbreiten, einen jungen unbedeutenden Jesuiten zu entsenden, was jederzeit die Möglichkeit bot, im Bedarfsfall mit einer stärkeren Autorität, als sie ein junger Mönch haben konnte, nachzusetzen. Auf Pauls Einwand, der Kaiser in Wien könnte sich brüskiert fühlen, wenn man eine derart bedeutungslose Person an seinen Hof sandte, hatten die Dominikaner argumentiert, dass der Ruf der Jesuiten so großartig sei in der Welt, dass selbst der Kaiser sich nicht lange mit der Frage herumplagen werde, welchen Rang der päpstliche Emissär genau bekleide. Der Heilige Vater hatte sich durch diese Aussage überzeugen lassen und diesen Iren ausgewählt, der nun in wenigen Tagen in das Reich aufbrechen sollte. In Wirklichkeit aber war der Einwurf Pauls nur zu berechtigt gewesen, und genau darin bestand die Perfidie des dominikanischen Plans. Ein unbedarfter Jüngling, in der Diplomatie völlig unbewandert, konnte nur scheitern – und der Fehlschlag der Mission musste zwangsläufig dem Orden der Jesuiten angelastet werden. Man hatte die Gesellschaft unter Zugzwang gesetzt, denn es war gänzlich unmöglich, die Entscheidung des Papstes zu ignorieren. Und wenn sich der Papst für einen jungen Mönch

entschieden hatte, so war es an Vitelleschi, diesen durch eine entsprechende Beförderung innerhalb des Ordens in einen Stand zu versetzen, der seiner heiklen Mission entsprach. Deshalb würde der Ire nicht weniger scheitern, und umso eher würde die Sünde dieses Unvermögens auf dem Haupt der Jesuiten lasten. Wie man die Sache auch drehte und wendete: Beließ Vitelleschi den Iren in seiner derzeitigen Stellung, so hatte er dem Wunsch des Papstes nicht entsprochen, adelte er ihn aber, so war sein Ungemach umso mehr jenes des Ordens. Würde es dem Iren nicht gelingen, erfolgreich zu sein – und an dieser Aufgabe würden selbst höchstrangige Kardinäle scheitern –, dann gab es in jedem Fall nur einen Verlierer – die Jesuiten – und nur einen Gewinner – die Dominikaner. Denn die Jesuiten wären nach einem so zu erwartenden Desaster wohl kaum in der Lage, daran zu erinnern, dass die Dominikaner zu einer solchen Vorgangsweise geraten hatten, denn unterstellten sie dem Orden, gefehlt zu haben, so behaupteten sie damit erst recht, auch der Papst habe gefehlt, da er sich doch der angeratenen Lösung angeschlossen hatte. Keine Frage, grinste jetzt auch der Dominikaner, die Jesuiten waren schwer im Schlamassel, und sie würden lange an dieser Schmach zu schlucken haben, während es den Dominikanern sogar noch gelungen war, im Abtausch dafür den Posten des päpstlichen Nuntius in Paris zu erhalten. Welch ein Triumph!

Der Mann, dem all diese Gedanken während der Christmette galten, kniete in der hintersten Reihe des Blocks der Jesuiten und betete schreckensstarr. Acht lange Jahre war es ihm gelungen, den Versuchungen der Welt zu entfliehen, und zuletzt hatte es fast den Anschein gehabt, als würde er endlich Frieden finden. Umso verstörender war es, jetzt vom Ratschluss des Heiligen Vaters zu erfahren. Er hatte an einen üblen Scherz seiner Mitbrüder geglaubt, die sich solcherart für seine Hoffart rächen wollten, die sie ihm immer wieder unterstellten. Doch als er am Weg nach Sankt Peter den Blick des Ordensgenerals auf sich ruhen fühlte, da begann er zu ahnen, dass die Nachricht, die er wäh-

rend der Messe in Il Gesu erhalten hatte, wohl eine richtige sein musste. Wie, um alles in der Welt, war das möglich gewesen? Er war ja noch nicht einmal mit seiner Ausbildung zu einem Ende gekommen. Erst vor sechs Jahren hatte er sein Noviziat abgeschlossen, seine Studien gingen zwar zügig voran, doch war er, zumindest seiner eigenen Einschätzung nach und wohl auch der seiner Oberen, wie er annahm, noch meilenweit davon entfernt, wirklich ein im Glauben und Wissen gefestigter Mann Gottes zu sein. Vor allem, wenn er in so jungen Jahren schon durch einen derart hohen Auftrag geadelt wurde, dann würde er für den Rest seines Lebens stets im Schatten dieser einen Station seines Lebens existieren müssen. Würde er, was er nicht glauben konnte, erfolgreich sein, so wäre wohl jeder weitere seiner Schritte stets an dieser Mission gemessen. Würde er aber, und für diese Variante sprach eigentlich alles, scheitern, dann bekäme er mutmaßlich niemals wieder nennenswertes Vertrauen entgegengebracht. Nicht, dass er um eine zukünftige Karriere fürchtete – nur an sonderlich eitlen Tagen träumte er in seiner Klausur davon, dereinst als Professor für Philosophie an einer der zahlreichen jesuitischen Hochschulen zu lehren –, aber das Gewicht der päpstlichen Entscheidung ruhte schwer auf seinen Schultern.

Ginge es dabei nur um ihn allein, so wäre wenig verloren. Doch er wurde namens seines Ordens nach Wien entsandt. Sein Scheitern wäre auch das Scheitern seiner Brüder. Er trug nun der anderen Last, und diese verließen sich auf ihn. Würde er zusammenbrechen, so risse er alle seine Brüder mit. »Oh Gott, gibt es denn keine Möglichkeit, sich dieser Aufgabe zu entziehen? Weshalb prüfst Du mich dergestalt, oh Herr?« Der Ire erschrak, als er des Umstands gewahr wurde, die letzten beiden Sätze laut ausgesprochen zu haben. Ängstlich blickte er zur Seite, doch Bruder Savario, der neben ihm saß, schien nichts gehört zu haben. Zumindest besaß er Taktgefühl genug, sich nichts anmerken zu lassen. Und weit vorne, beim Altar, zitierte Papst Paul V. die letzten Worte des Gottesdienstes. In wenigen Minuten würde die Heilige Messe zu einem Ende gekommen sein, und die Brüder des Ordens würden

den Heimweg antreten. Dann musste er sich ihren Worten stellen, musste sein Kreuz auf sich nehmen. Er seufzte.

Da saß er, Andrew O'Connor von den O'Connors of Sligo, die ihr Geschlecht vom letzten unabhängigen Hochkönig Irlands, Rory O'Connor, ableiteten, im hintersten Winkel von Sankt Peter und sah sich einer Aufgabe gegenüber, die all die Mühsal und Plagen, die er in seiner Jugend bewältigt hatte, in ihrer Dimension um ein Vielfaches übertraf. Der Stein des Sisyphos war wohl kaum größer als ein Kiesel im Vergleich zu jener Probe, der Andrew sich nun gegenüber sah. Er zählte in einer Woche 37 Jahre, doch niemals zuvor war er derart geprüft worden. Was waren die Schrecknisse des Krieges, den er an der Seite des großen O'Neill geführt hatte, gegen das Vertrauen, das seine Brüder nun in ihn setzten? Als er vor acht Jahren in der Gesellschaft Jesu eine neue Heimat gefunden hatte, da glaubte er sich endlich in einem ruhigen Hafen in einer stillen Bucht, sah die Stürme seines Lebens endlich und für immer abgeflaut. Doch jetzt musste er erkennen, dass die größte Bewährung noch vor ihm lag. Nicht länger würde er seine Mußestunden darauf verwenden können, Trost zu suchen in den Schriften seiner großen Landsleute. Es war ihm nicht länger vergönnt, Material zu sammeln für ein Denkmal, das er seiner alten Heimat in Form eines Buches zu setzen gedachte. Vielmehr würde er eine Reise antreten müssen – denn es gab keine wie immer geartete Möglichkeit, den Ratschluss des Papstes infrage zu stellen –, die in ihrer Größe an jene heranreichte, die er anno 1607 an der Seite von O'Neill und O'Donnell angetreten hatte, als die letzten Reste der einst so stolzen und so tapferen Gälenarmee der Heimat für immer Lebewohl gesagt hatten. Und Bruder Andrew seufzte ein weiteres Mal.

Vorne am Altar wandte sich der Papst nun wieder dem Kirchenvolk zu. Er war mit sich zufrieden. Er hatte die Würde des Hochamtes gewahrt, und dennoch war es ihm gelungen, die Heilige Messe binnen einer Stunde zu einem Ende zu bringen. Er würde der Gemeinde noch den Schlusseggen erteilen, und nur wenig

später würden alle wieder in ihre Heime gelangen, wo sie die müden Knochen wärmen und der unchristlichen Kälte entrinnen konnten. Er selbst würde sich noch ein Glas warme Milch gönnen und dann in den Schlaf des Gerechten sinken. Den Rest des Weihnachtstages würde er auf seine Weise feiern. Die schwerwiegenden Entscheidungen, die er ständig zu treffen hatte, würden wenigstens für einen Tag nicht auf ihm lasten. Mochte auch die Welt aus den Fugen geraten, bis Sankt Stephan durfte er sich im privaten Gebet üben und die Arbeit ruhen lassen. An diesem Festtag des Herrn gab es keine Audienzen, keine Besprechungen, keine Akten, Urkunden und Schriftstücke. Der Herr der wahren Christenheit blieb an diesem Tage mit sich allein. Er und die Bibel und nichts sonst. Selbst seine Entscheidung, die Gesandtschaft nach Wien betreffend, würde am Christtag niemand zu kommentieren haben. Mochten Benediktiner, Franziskaner, Augustiner und wer immer auch lamentieren und ihn umzustimmen versuchen, sie mussten sich bis Stefani gedulden. An einem solchen Feiertag war auch der Papst ein kleines Christenkind, das sich freuen durfte, dass der Herr geboren war. Und Papst Paul machte das Kreuzzeichen und verkündete: »Gehet hin in Frieden!« Die Gemeinde antwortete: »Dank sei Gott dem Herrn.« Der Chor hob an, der Papst wandte sich nochmals dem Altar zu und verbeugte sich. Die Bischöfe und Kardinäle taten es ihm gleich. In wenigen Augenblicken würden sie sich alle wieder formieren, um feierlich aus der Basilika auszuziehen. Dann erst war die Heilige Messe zu ihrem Ende gekommen, war der Geburt des Herrn in würdiger Form gedacht worden. Und Paul freute sich, wieder eine Eucharistie ohne den geringsten Fehler zelebriert zu haben.

Bruder Andrew merkte nicht einmal, dass die Reihe an das Kirchenvolk gekommen war. Sein Mund blieb beim »Dank sei Gott dem Herrn« stumm. Er hörte auch den Chor nicht, denn immer noch kreisten seine Gedanken um die große Reise, die er nun würde antreten müssen. Und diese verschränkte sich in seinen Sinnen mit jener anderen großen Wanderung, die er keine zehn

Jahre zuvor angetreten hatte. Vor seinem geistigen Auge erstand Dunluce Castle, der hochherrschaftliche Herrensitz des noblen Geschlechts der O'Neill, der sich nahe der Giant's Causeway majestätisch über dem Atlantik erhob. Jener Tag, an dem er Irland für immer verlassen hatte, war auch der Tag des Abschieds von seinem besten Freund Brendan O'Rourke gewesen.

## II.

### DUNLUCE CASTLE

9. September Anno Domini 1607

ANDREW O'CONNOR UND sein Freund Brendan O'Rourke waren auf der Flucht. Ihrer adeligen Würden waren sie schon vor längerer Zeit verlustig gegangen. O'Connor, seit dem Tod seines Vaters nominell Oberhaupt der O'Connors of Sligo, hatte sich in einer Bauernkate in Drumcliff versteckt gehalten, nachdem sein Schloss niedergebrannt worden war. Und Brendan O'Rourke, der ehemalige Earl of Breifni, dessen Schloss sich nun im Besitz eines englischen Offiziers namens Nicholas Parke befand, hatte durch puren Zufall erfahren, dass die Engländer ihn wie O'Connor verhaften und mit dem großen Chieftain, der, geschlagen und gedemütigt noch in Dunluce Castle im Norden von Ulster aushielt, nach London in den Tower bringen wollten.

Abgehetzt und zerzaust traf Brendan bei dem Gehöft in Drumcliff ein. Sollten seine Informationen stimmen, dann hatten sie gegenüber den Engländern höchstens ein paar Stunden Vorsprung. Der Bauer reagierte rasch. Er gab ihnen ein wenig Speck, dazu etwas Brot und Ziegenkäse und riet ihnen, sich auf

den Ben Bulben zu flüchten, wo sie die Sachsen am wenigstens vermuten würden.

»Sie werden die Küste nach euch absuchen, weil sie davon ausgehen werden, dass ihr versucht, übers Meer zu entkommen«, sagte der Bauer, »und sie werden die Wege nach Dunluce überwachen, weil es heißt, der große Chieftain versammle noch einmal seine Getreuen. Gebt also acht und meidet die Straßen und das offene Gelände. Vor allem versucht, nachts zu reisen.«

Andrew war gerührt. Vor ihnen stand ein einfacher Bauer, den sie vor zehn Jahren nicht einmal eines Blickes gewürdigt hätten. Und nun erwies sich der Mann als klug und weitblickend, ihnen einen Ratschlag gebend, der sie möglicherweise vor einer großen Dummheit bewahrte. Denn in der Tat hatte Andrew seinem Freund eben vorschlagen wollen, die Küstenstraße nach Ballys-hannon und Donegal einzuschlagen. Und doch war es so nahe-liegend, dass die englischen Patrouillen just dort auf sie warten würden. Der Ben Bulben hingegen gestattete es einer größeren Gruppe von Soldaten nicht, sich frei zu bewegen. Die engen Berg-pfade verunmöglichten es, die zahlenmäßige Überlegenheit effizient einzusetzen. Ja, dort waren sie in der Tat sicher.

Doch Brendan dämpfte Andrews Zuversicht. »Es stimmt schon«, meinte er, »dort sind wir vorerst sicher. Aber wir sind da oben auch gefangen. Mag sein, dass sie nicht raufkommen. Aber wir kommen auch nicht mehr runter.«

Andrew musste zugeben, dass Brendan in diesem Punkt recht hatte. Am Ben Bulben konnten sie sich verstecken. Aber es wäre ihnen unmöglich, zum Chieftain Kontakt aufzunehmen. In den Bergen nützten sie dem großen O'Neill gar nichts.

Andrew erinnerte sich an jenen Boten aus Derry, der ihnen vor einigen Wochen erzählt hatte, wie arg die Engländer dem O'Neill mitspielten. Seit seiner Kapitulation vor vier Jahren demütigte ihn der englische Hof in Permanenz. Große Teile seiner Domänen waren konfisziert und just an seine Feinde – allen voran dem Bischof von Derry und dem Erzbischof von Armagh – zu Lehen gegeben worden. Man hatte ihm das Recht genommen, im Bann



und im Lough Foyle zu fischen, und seine katholische Religion durfte er nicht einmal mehr privat ausüben. Hugh O'Neill war ein geschlagener Mann. Und jeder wusste es.

Die Engländer, die ihn offen provozierten, seiner in aller Öffentlichkeit spotteten und ihn rund um die Uhr überwachten, verhafteten willkürlich Bauern in Tyrone, in Fermanagh, in Derry, denen sie einerseits grausame Folter androhten, denen sie aber andererseits auch eine hohe Belohnung in Aussicht stellten, sollten sie gegen den O'Neill aussagen. Dabei war den Engländern relativ egal, welcher Vorwurf gegen den geschlagenen Rebellen erhoben wurde, Hauptsache, er reichte aus, den O'Neill in den Tower zu werfen und ihn für immer verschwinden zu lassen. Noch standen die Menschen von Ulster hinter ihrem Herrn, hatte der Bote berichtet, doch die Phalanx bröckelte: »Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis jemand falsches Zeugnis wider den O'Neill ablegen wird, und sei es auch nur, um sein eigenes Leben zu retten«, hatte der Mann aus Derry damals gestöhnt, und die Nachrichten, die in Dunluce eintrafen, waren seitdem täglich deprimierender geworden.

Und während Andrew und Brendan darüber nachsannen, welchen Weg sie nun einschlagen sollten, kam dem O'Neill zu Ohren, dass König James I. geruht hatte, das Amt des Lordpräsidenten von Ulster, auf welches die O'Neills als altes Königsgeschlecht ein Anrecht besaßen, an den englischen Bluthund Chichester zu verleihen. Damit besaß O'Neills ärgster Feind die volle Jurisdiktion über dessen Ländereien und vor allem über die Menschen, die darauf wohnten. Und schon kamen Boten nach Dunluce, die berichteten, Chichester plane, den O'Neill zu verhaften. Die Soldaten seien bereits im Anmarsch und lagerten in der Nähe von Portrush.

Bewaffneter Widerstand, so wusste der O'Neill, war zwecklos. Er verfügte nicht einmal mehr über 50 Mann, und selbst diese besaßen kaum genug Schwerter, um einen Überfall von Räufern abzuwehren. Eilig sandte der O'Neill daher Männer aus, um die

verbliebenen Getreuen auf Dunluce zu versammeln, damit beraten werden könne, wie man sich nun verhalten solle. Die Soldaten waren nur noch einen Tagesmarsch vom Schloss entfernt, doch sie näherten sich nicht. Der O'Neill erfuhr alsbald den Grund für ihr Zögern. Noch war das Schriftstück, das Chichester in sein Recht einsetzte, nicht aus England eingelangt. Erst, wenn der neue Herr von Ulster Brief und Siegel besaß, konnte er den alten in den Orkus stoßen. Dem O'Neill war also eine letzte Galgenfrist gegönnt. Und während er in seinem Schloss rastlos hin und her hetzte, begehrte ein Seemann namens Bath Einlass.

Der O'Neill geruhte, ihn zu empfangen: »Was gibt es, fremder Captain?«

»Euer Sohn Henry schickt mich, Euer Lordschaft«, verbeugte sich der Brite, »er rät Euch dringend, sich den Sachsen zu entziehen und auf den Kontinent zu fliehen, wo Ihr Freunde habt sonder Zahl.«

»Ein O'Neill soll weichen?«, empörte sich der Angespochene.

»Glaubt mir, Sire, bleibt Ihr hier, so ist's Euer sicheres Verderben. Euer Feind wird spätestens in einer Woche mit dem Siegel des Königs ausgestattet sein und dann gnadenlos verfahren. Im Tower nützt Ihr Eurer Sache nicht – und Eurem Land noch weniger.«

Der O'Neill wurde nachdenklich. Und der Seemann setzte nach: »Euer Sohn hat in Frankreich ein Schiff ausgerüstet, mit welchem ich heimlich an Erins Gestade segelte. Es liegt gegenwärtig am Lough Swilly vor Anker, bereit, Euch aufzunehmen und Euren Feinden zu entwinden.« Dabei verbeugte sich der Seemann abermals.

»Ein Schiff? Wie groß ist es, wie viele Männer kann es aufnehmen?« O'Neills militärischer Instinkt war wieder erwacht.

»Nun, wenn wir die Crew mitrechnen und sparsam mit Proviant und Wasser umgehen, dann werden an die 100 Mann in meinen Kahn passen«, lächelte Bath.

»Wir werden uns beraten«, entschied der O'Neill, »ich habe ohnehin Boten ausgeschiedt, um die gegenwärtige Lage gemeinsam einzuschätzen. Dabei werden wir auch den Vorschlag mei-

nes Sohnes in Betracht ziehen.« Der O'Neill wandte sich an seinen Diener: »Kümmere dich wohl um meinen Gast. Lass es ihm an nichts fehlen.« Und zum Captain sprach er: »Ruht Euch aus, mein Freund, nach einer solchen Reise bedürft Ihr sicher einer Stärkung. Wir sprechen morgen weiter.«

Andrew und Brendan beschlossen, auf verschlungenen Pfaden nach Derry zu gehen und dort nach Möglichkeiten zu suchen, mit dem O'Neill in Kontakt zu treten. Sie spannten all ihre Kräfte an und eilten über das Moor, Dunkelheit und Nebel als Deckung nutzend. Sie waren die ganze Nacht durchgelaufen und erreichten beim Morgengrauen die Ufer des Lough Melvin. Sie versteckten sich im Schilf und beschlossen, den Tag über zu rasten. Brüderlich teilten sie sich die Seite Speck und sanken noch vor dem Sonnenaufgang in unruhigen Schlummer, bei jedem ungewöhnlichen Geräusch aus dem Schlaf aufschreckend.

Doch ihre Route erwies sich als sicher. Die Engländer vermuteten sie offensichtlich nicht in dieser Gegend. Und so riskierten die beiden am späten Nachmittag die Weiterreise. Wieder marschierten sie die Nacht durch und gelangten im Morgengrauen auf Sichtweite an Donegal heran. Erschöpft ließen sie sich ins Gras sinken. In nur zwei Nächten hatten sie an die 40 Meilen zurückgelegt, und dementsprechend müde fühlten sie sich auch. Ihre Vorräte waren aufgebraucht, ihre Kleidung durchnässt, und alle ihre Glieder schmerzten. Die beiden sahen sich an und wussten, sie hätten alles für eine wärmende Stube und ein kräftiges Glas Ale gegeben.

»Ob wir es wagen können, in die Stadt zu gehen? Eigentlich dürfte uns hier niemand kennen. Und wenn wir die Stadt nach einer kurzen Rast gleich wieder verlassen, so sollten wir nicht zu viel des Risikos auf uns genommen haben«, meinte Brendan. Andrew schnalzte mit der Zunge: »So ein ordentliches Frühstück wäre jetzt wahrlich nicht zu verachten. Aber in Donegal liegt eine englische Garnison. Ist es nicht töricht, dieser förmlich in die Arme zu laufen?«

»Sieh uns einmal an! Sehen wir aus wie irische Edelleute? In dem Gewand muss uns doch jeder für arme Pilger halten, die ihre letzte Münze in ein Gasthaus tragen. Schlimmstenfalls weist man uns als Bettlern die Tür. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die Engländer auf die Idee kommen, uns für Rebellen zu halten.«

Andrew dachte an seinen knurrenden Magen und warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Zinnen Donegals. »Wir können ja«, sagte er dann, »einmal unauffällig zum Stadttor schlendern. Wenn wir beständig aufmerksam bleiben und bereit sind, jederzeit zu flüchten, dann könnten wir es, glaube ich, wagen.« Brendan nickte wie zur Bestätigung und erhob sich. Er ordnete sein Gewand und wartete, bis es ihm Andrew gleichgetan hatte. Dann verließen sie das Wäldchen und legten die kurze Wegstrecke zurück, die zum Stadttor führte. Zu ihrer Überraschung befand sich keine Wache am Tor, und so betraten sie unbehindert die Highstreet, die zum Hauptplatz führte. Eigentlich hatten sie vor, im erstbesten Gasthof einzukehren, dort eine kleine Mahlzeit zu sich zu nehmen und unauffällig die Lage zu peilen, ehe sie sich wieder zurückzogen, doch eine Menschenmenge am Hauptplatz erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie hörten die Trommel eines Herolds und mischten sich unter die Leute. Sie drängten nach vorne und sahen einen königlichen Boten, der ein Dokument entrollte. Die Trommeln verstummten, und der Herold hob an zu sprechen.

»An die Untertanen des Königs! Gesucht werden zwei Rebellen aus der Gegend der Grafschaft Sligo. Der eine ist als Andrew O'Connor bekannt, der andere trägt den Namen Brendan O'Rourke. O'Connor ist von schlankem Wuchs, sechs Fuß groß und besitzt schwarzes Haupthaar. Er trägt einen Bart nach Art der Spanier und versteht sich auf die Schwertkunst. Seine Züge sind ebenmäßig, seine Augen grün. O'Rourke ist fünfeinhalb Fuß groß, hat rotes Haar und einen Vollbart. Er weist eine Narbe oberhalb der rechten Augenbraue auf, die von einer Hiebverletzung herrührt. O'Rourke bezeichnet sich widerrechtlich als Earl of Breffney. Beide sind vogelfrei. Auf ihre Ergreifung

hat die Krone eine Belohnung von zwei Sovereigns ausgesetzt. Dies sei allen zur Kenntnis gebracht.«

Und wieder hob Trommelwirbel an. Die Blicke der beiden trafen sich verschämt. Brendan zog seine Kopfbedeckung tief ins Gesicht, während sich Andrew instinktiv kleiner machte. Die Menschenmenge begann sich zu zerstreuen, und so trachteten die beiden danach, sich, ohne Aufsehen zu erregen, wieder aus der Stadt zurückzuziehen. Ein Frühstück war unter den gegebenen Umständen alles andere als ratsam. Zügig marschierten sie wieder die Highstreet hinab und erkannten bereits das Tor, welches das Ende des Stadtbezirks bezeichnete. Schon trennten sie nur noch drei Häuser vom freien Feld, als plötzlich eine englische Patrouille vor ihnen auftauchte, die in Richtung Hauptplatz einbog und an ihnen vorbeigehen musste. Andrew und Brendan starrten zu Boden und hofften, dem englischen Offizier würden sie nicht weiter auffallen. Plötzlich hörten sie aus einem Hausflur ein leises Zischen: »Hier herein!«

Die beiden trafen eine Entscheidung. Sie wandten sich nach links und verschwanden in dem Gebäude. Vor ihnen stand ein struppiges Männchen, das nach Fisch roch. »Dia duit«, sprach er sie auf Gälisch an, »ich bin Fergal der Fischhändler. Ich habe euch schon auf dem Marktplatz erkannt. Ich muss sagen, ich weiß noch nicht, ob ich euch für mutig oder für dumm halten soll. Aber hier seid ihr vorerst in Sicherheit.«

»Warum hilfst du uns, Fergal der Fischhändler?«

Der Mann zog die Ärmel seines Wamses hoch und zeigte mehrere Narben. »Die habe ich vor Kinsale erhalten. Ich habe unter dem Kommando von Red Hugh O'Donnell gekämpft. Und seitdem ist kein Tag vergangen, an dem ich die Sassenach nicht verflucht hätte.« Brendan und Andrew lächelten unwillkürlich. Fergal schien ihr eigentliches Begehren zu erkennen und fuhr zu sprechen fort: »Ihr habt sicher Hunger. Ich habe genau, was ihr braucht. Und ein Fässchen Ale findet sich sicherlich auch.« Er machte eine einladende Geste: »Kommt, ich will euch etwas zeigen.« Fergal verschwand im Inneren des Hauses und hob in einem Hinter-

zimmer eine Luke hoch, die in den Boden eingelassen war. »Hier hinunter.«

Die beiden folgten seiner Anweisung und standen bald in einem geräumigen Keller, in dem sich ein weiterer Mann befand. Der hatte sich instinktiv erhoben und starrte sie erwartungsvoll an. »Das ist Aran-Finn. Er ist gestern hier angekommen. Der Chieftain hat ihn geschickt.« Und an den Fremden gewandt: »Das sind der O'Connor und der O'Rourke. Ich glaube, ihr seid auf der Suche nach ihnen.«

Aran-Finn begann zu lächeln: »Das bin ich in der Tat. Der Chieftain hat mich ausgeschickt, seine Getreuen nach Dunluce zu holen. Die Lage ist verzweifelt, und sie wird täglich gefährlicher. Des O'Neills Sohn hat ein Schiff aus Frankreich geschickt«, platzte es aus dem Aran-Finn heraus, »und der O'Neill erwägt, auf den Kontinent zu fliehen, da zurzeit ein Widerstand gegen die Truppen der Engländer nicht mehr möglich erscheint. Darum will er sich mit den Edlen der Gälern beraten, was jetzt zu tun angezeigt ist.« Ebenso abrupt, wie er zu sprechen begonnen hatte, verstummte er auch wieder. Andrew und Brendan brauchten eine Weile, um die Bedeutung des Gesagten in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen. Brendan reagierte als Erster und ließ sich schwer auf ein Fass plumpsen, welches neben der Stiege aufgestellt war.

»Das war's dann wohl«, bemerkte er lakonisch.

»Wo liegt das Schiff?«, wollte Andrew wissen.

»Am Lough Swilly«, gab der Aran-Finn zur Antwort, »und die Zeit drängt.«

»Bis Dunluce sind es vier, fünf Tagesreisen. Wie sollen wir das schaffen?« Andrews Einwand verunsicherte auch den Aran-Finn. »Das ist wahr, ich selbst bin vor fünf Tagen losmarschiert.« Nun war es an Fergal, sich wieder in das Gespräch einzumischen: »Wir könnten Pferde auftreiben. Wenn ihr in der Nacht reitet und die Hauptwege vermeidet, so müsstet ihr es in drei Tagen schaffen.« Aran-Finn wehrte ab: »Ich bin ein schlechter Reiter. Aber mein Auftrag ist ohnehin ausgeführt. Ihr bedürft meiner nicht länger. Ohne mich kommt ihr schneller vorwärts.« Fergal

setzte nach: »Ihr stärkt euch jetzt in Ruhe und rastet ein wenig. Hier wird euch niemand vermuten. Ich organisiere in der Zwischenzeit zwei Pferde. Zur Mittagszeit schleusen wir euch aus der Stadt. Dann könnt ihr es bis morgen früh nach Derry schaffen. Und von dort habt ihr dann nur noch rund 30 Meilen bis zum Schloss des O'Neill. Übermorgen könnt ihr dort sein, wenn ihr das Letzte aus den Pferden herausholt.«

Und so, wie Fergal es gesagt hatte, geschah es auch. Andrew und Brendan stärkten sich gemeinsam mit Aran-Finn, während sich Fergal darum kümmerte, Pferde für die beiden zu besorgen. Der Aran-Finn berichtete derweilen von den beunruhigenden Ereignissen, die sich auf Dunluce zugetragen hatten. Sie erfuhren von Chichesters Ernennung und vom englischen Heer, das bei Portrush lagerte. Er erzählte ihnen, dass weder die Spanier noch die Franzosen dem O'Neill zu Hilfe kamen, dass die Iren also auf sich allein gestellt waren. Und wenn sie bis zu diesem Moment noch Zweifel gehabt haben mochten, so wurde ihnen nun endgültig klar, dass ihr Kampf verloren war. Ihr letztes Heil lag im Exil.

»Es scheint keinen anderen Weg mehr zu geben«, resümierte Andrew das Gespräch. »Wir haben verloren, das ist wahr. Wir können nur noch wählen, ob wir schmachvoll im Tower enden, oder ob wir auf dem Kontinent abwarten wollen, ob sich die Dinge in England noch einmal zu unseren Gunsten wenden.«

Brendan teilte die Ansicht seines Freundes nicht: »Ich werde dafür plädieren, auch weiterhin in Irland zu bleiben. Wir sollten uns im Moor und auf den Inseln unserer Seen verstecken und losschlagen, wenn die Engländer nicht damit rechnen. Sie sollen keinen ruhigen Tag mehr haben, bis sie es leid sind, hier über uns zu herrschen.«

Aran-Finn legte einen Fischschwanz beiseite und nickte: »Ich glaube, so sollte man verfahren. Aber derlei können nur junge Männer auf sich nehmen, die nicht jedermann bekannt sind. Die sich, wenn nötig, auch frei unter dem Volk bewegen können. Der O'Neill zählt wohl an die 60 Jahre. Ich glaube nicht, dass er für eine solche Taktik noch der richtige Mann ist.«

»Machen wir uns nichts vor«, riet Andrew, »damit lässt sich unsere Sache auch nicht mehr gewinnen. Es würde die Engländer ärgern, sicher, aber sie blieben dennoch Herren über unsere Insel.«

»Sie kämen nie zur Ruhe«, wandte Brendan ein, »sie könnten niemals sorglos in ihr Kissen sinken. Der Krone fiel es schwer, Soldaten für Irland anzuwerben, wenn sich erst einmal herumspräche, welche Verhältnisse hier herrschen. Der Sold müsste angehoben werden, die Besatzungskosten wüchsen London über den Kopf. Irgendwann wäre es für die Engländer günstiger, sie ließen uns ziehen, als sich weiterhin von uns mit Nadelstichen traktieren zu lassen.«

»Wohl wahr«, gab Andrew zu, »aber du vergisst, dass Englands König es sich nicht leisten kann, uns ziehen zu lassen. Wie stünde er da in der Welt, wenn er in seinem eigenen Hinterhof nicht für Ordnung sorgen könnte? Der Spanier, der Franzose, selbst das Reich würde seine Schwäche sofort für die eigenen Ziele nutzen. James muss uns gegenüber Härte zeigen. Und genau das wird er auch tun. Verlass dich darauf.«

»Erinnere dich an Grace O'Malley«, beharrte Brendan, »und an die O'Flaherties. Die widerstanden der unseligen Königin Elisabeth bis ans Ende ihrer Tage. Und sie waren viel weniger als wir.«

»Ja, aber es ist ein Unterschied, ob irgendwo ein Pirat sein Unwesen treibt, oder ob eine Armee einem Eindringling Widerstand leistet. Die Granuaille brachte ein paar Kauffahrteischiffe auf, wobei sie es auf spanische Galeonen ebenso abgesehen hatte wie auf englische. Der Verlust traf mehr die Reeder als die Krone. In unserem Fall aber ist es für König James eine Frage der Ehre. Und noch dazu eine der Religion.«

»Deine Worte sprechen viel Wahres«, nickte Aran-Finn, »derzeit ist es wohl am günstigsten, abzuwarten. Und zwar in sicherer Entfernung.«

Brendan aber beharrte auf seinem Standpunkt: »Wenn wir jetzt fliehen, dann haben wir für immer verloren. Selbst unsere



eigenen Leute werden uns für Feiglinge halten. Und kein Gegner hat mehr Anlass, uns ernst zu nehmen.«

»Bedenke aber das Risiko, das man mit dieser Taktik einging«, gab der Aran-Finn zu bedenken, »die Sachsen hätten wohl nicht die geringsten Skrupel, sich in einem solchen Fall an der Bevölkerung schadlos zu halten. Wenn sie der Rebellen nicht habhaft werden können, dann werden sie eben Dörfer niederbrennen, werden Alte und Säuglinge morden, werden Jungfrauen schänden und ganze Landstriche verwüsten. So wie sie es immer schon getan haben.«

Während der letzten Worte des Aran-Finn hatte Andrew plötzlich seinen Holzbecher auf den Tisch zurückgestellt und sagte mit gefrorener Miene: »Ihr entschuldigt mich.« Dann erhob er sich und verließ den Keller mit behänder Geschwindigkeit. Erstaunt sahen ihm die beiden nach.

»Habe ich etwas Falsches gesagt?«, wandte sich Aran-Finn an Brendan, als er Andrew außer Hörweite wusste.

Der so Angesprochene ließ sich zusammensinken. Ein langer Seufzer entrang sich ihm. Dann hob er zu einer Antwort an: »Es geht sicherlich wieder um Eileen.«

»Eileen?«

»Ja. Eileen war meine Schwester. Sie war Irlands Stolz. Ich kannte kein Mädchen, das ihr an Schönheit und Anmut das Wasser reichen konnte. Du hättest ihr begegnen müssen, Aran-Finn! Sie hatte wunderbares Haar, goldgelockt und unvergleichlich lang. Ihre Haut schimmerte wie Bronze und war so zart, wie man sie nirgendwo sonst finden kann. Ihre Augen hatten ein so sattes Grün wie der Lough Erne nach einem Sommergewitter. Ihre Lippen schimmerten so rot wie polierte Rubine, und an keiner Stelle ihres Körpers war auch nur der geringste Makel zu entdecken, denn selbst die kleine Narbe an ihrem rechten Auge tat ihrer Schönheit keinen Abbruch. Sie wies uns lediglich darauf hin, dass sie Wirklichkeit war – und kein Engel, der vom Himmel auf die Erde herabgestiegen war.«

Brendan hielt inne und blickte versonnen ins Leere. Aran-

Finn wagte nicht, diesen Moment der Erinnerung durch eine Frage zu stören, und wartete, bis Brendan von selbst wieder zu reden begann.

»Du hättest sie einmal tanzen sehen müssen, Aran-Finn. In ganz Irland gab es keine, die so vollkommen alle Bewegungen beherrschte. Von nah und fern kamen sie, bloß, um meine Schwester zu sehen, wenn sie an einem Festtag die alten Tänze vorführte. Selbst in der Dichtkunst war sie bewandert und kannte viele von den alten Strophen der Barden. Und wenn sie sang, dann schwiegen die Vögel reihum, beschämt von der Helligkeit und Klarheit von Eileens Stimme. Ja«, seufzte Brendan, »von Bantry Bay bis zu den Quais von Derry, von Galway bis Dublin gab es keine, die auch nur annähernd so wunderbar war wie meine Schwester.«

Aran-Finn hatte Brendan andächtig gelauscht, doch sein fragender Blick bedeutete Brendan, dass er sich noch nicht vollends klar ausgedrückt hatte. Darum fuhr er fort: »Andrew und Eileen kannten sich schon, als sie noch Kinder waren. Die Schlösser unserer Ahnen sind keine drei Meilen voneinander entfernt, und so verbrachten wir jede freie Minute gemeinsam. Andrew war der Älteste von uns, doch liegen zwischen seiner und meiner Geburt kaum drei Wochen. Und Eileen kam etwas später zur Welt. Schon als wir noch ganz klein waren, wusste jeder, dass Andrew und Eileen füreinander bestimmt waren. Und so kam es dann auch. Noch bevor wir beide aufbrachen, um uns der Armee des Chieftain anzuschließen und mit ihm nach Kinsale zu marschieren, wurden die beiden getraut. Doch als wir geschlagen von Kinsale zurückkamen, da war alles anders.«

Brendan starrte abermals einen Moment ins Leere und griff dann entschlossen nach dem hölzernen Becher, den er bis zum Grunde leerte. Der Aran-Finn schwieg taktvoll und wartete darauf, bis Brendan von sich aus mit seiner Erzählung fortfuhr. Doch Brendan schenkte sich eilig nach und trank einen weiteren Becher. Der Bote hielt die Stille nicht mehr aus. »Etwas Furchtbares muss geschehen sein«, sagte er.

Brendan wandte den Kopf abrupt dem Aran-Finn zu, und der merkte, dass Brendans Augen sich mit Tränen gefüllt hatten. »Unser Schloss«, begann er krächzend, »besetzt von den Sachsen.« Er schluckte, räusperte sich, griff abermals nach dem Becher. »Meine Familie. Alle tot. Auch Eileen. Seitdem ist Andrew ein anderer geworden.« Und wieder eine lange Pause.

»Früher«, schniefte Brendan dann, »war Andrew ein unglaublicher Spaßvogel.« Brendan musste trotz der Tränen, die sich ihren Weg über seine Wangen bahnten, lachen: »Du glaubst nicht, zu welchen Schelmereien er fähig war. Nichts und niemand war vor ihm sicher. Immer hatte er einen Witz auf Lager, und wenn unsere Lage noch so aussichtslos war. Als wir vor Kinsale lagen und der Übermacht entgegenblickten, da sagte er uns, wir sollten uns den Gegner ohne Hosen vorstellen. Und an den Lagerfeuern wusste er immer die zotigsten Geschichten zu erzählen. Doch als wir in den ersten Januartagen vor fünf Jahren durch Frost, Matsch und Schnee die Ufer des Lough Gill erreichten, da ahnten wir schon, was sich Schreckliches zugetragen hatte. Überall tummelten sich englische Soldaten, und Bauern erzählten uns, der Hauptmann Nicholas Parke habe den O'Rourkes Tower just in der Christnacht überfallen und alle töten lassen, die er dort antraf. Meine alte Mutter ebenso wie meinen Bruder Patrick, der gerade erst sieben Jahre zählte. Er wohnt nun selbst in unserer Burg und nennt sie Parke's Castle. Andrew aber, den nur das Schicksal von Eileen interessierte, habe ich seitdem nie wieder lachen gesehen.«

Nun war es an Aran-Finn, zum Becher zu greifen und einen tiefen Schluck zu nehmen. »Wir alle haben«, sagte er dann, »Schreckliches durchgemacht in diesen Zeiten. Aber noch nie habe ich eine so traurige Geschichte vernommen wie jene, die du mir eben erzählt hast.«

»Auch Andrew hat seine ganze Familie verloren. Während wir vor Kinsale fochten, haben die Engländer hinterrücks unsere Besitzungen angegriffen und dem Erdboden gleichgemacht. Sein Schloss wurde bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Seinen

Vater, den alten O'Connor of Sligo, haben sie wie einen Wilddieb gehenkt, seine Mutter erschlagen. Und als ihr Andrews Bruder Paul zu Hilfe kommen wollte, da hat ihm ein sächsischer Soldat mit einem einzigen Schwerthieb den Körper vom Schädel bis zur Brust gespalten. Andrews Schwestern haben die Soldaten so lange vergewaltigt, bis die Frauen tot waren, und was als Habe noch brauchbar war, das schleppten sie weg. Andrew stand nicht nur vor den Leichen seiner Familie, er stand auch vor dem Nichts. Und doch, wenn ihn des Nachts ein Albtraum quält, dann hört man aus seinem Munde nur ein Wort. Und dieses Wort heißt *Eileen*.«

»Ein Wunder, dass dieser edle Mann nicht den Verstand verloren hat über so viel Unglück, das über ihn hereingebrochen ist«, meinte da der Aran-Finn und wischte nun seinerseits einige Tränen aus dem Augenwinkel.

»Ja. Aber einen tapfereren Mann findest du in ganz Irland nicht. Als ich erfuhr, was mit unseren Familien geschehen war, da wollte ich in meine Burg stürmen, um Parke zu fällen. Er aber hielt mich zurück und meinte, unsere Verwandten würden nicht wieder lebendig, wenn ich ihnen in das Himmelreich nachfolgte. Andrew kämpfte auf seine Art weiter. Bis zum heutigen Tag. Doch er, der früher Reden hielt wie ein Pfarrer Predigten, sagt heute kaum noch ein überflüssiges Wort.«

»Wer kann es ihm verdenken. Ich kenne niemanden, der Irland so viel geopfert hat wie ihr beide. Ich bin stolz, euch begegnet zu sein.«

Die beiden verharrten für eine gute Weile in Schweigen, als Fergal wieder die Stufen herabgestiegen kam. »Wir haben Glück«, begann er, »wir kriegen zwei Pferde. Gute sogar. Und sie sind ausgeruht. Mit ihnen solltet ihr Derry schnell erreichen können.« Fergal verstummte, als er der Stimmung im Keller gewahr wurde, doch er hütete sich, nach dem Grund zu fragen. Und so sagte er nur: »Wo ist Master Andrew?«

»Hier bin ich«, ließ sich O'Connor vernehmen, der eben die Treppen hinabschritt. »Wie sieht es aus?«

»Ich habe zwei herrliche Pferde für euch«, wiederholte Fergal, »sie werden euch schnell nach Derry bringen. Und wenn ihr die Route über den Lough Derg zum Swilly nehmt, dann solltet ihr auch allen englischen Patrouillen entgehen, die sich auf der Hauptstraße herumtreiben mögen. Ich habe euch noch ein wenig Proviant eingepackt, damit ihr unterwegs etwas zu essen habt.« Dabei zeigte Fergal auf zwei Ledersäcke, die er in seiner Rechten hielt. »Es ist nicht viel. Ein wenig Käse und ein bisschen Brot. Gerade genug, dass ihr nicht darben müsst. Und oben habe ich noch zwei Schläuche mit Quellwasser gefüllt. Damit solltet ihr bis Derry durchkommen.«

»Du bist zu gütig, Fergal der Fischhändler«, antwortete Andrew und klopfte dem Helfer auf die Schulter. Der wurde ein wenig verlegen und fuhr rasch mit seiner Rede fort, um sich nichts anmerken zu lassen. »Ich werde oben die Lage peilen. Die Pferde stehen in dem nahen Wäldchen vor der Stadt für euch bereit. Vom Stadttor sind's kaum 500 Schritte bis dorthin. Wenn ihr mich pfeifen hört, dann kommt nach oben.« Und damit wandte sich Fergal eilig zum Gehen, um einen förmlichen Abschied zu vermeiden. Andrew und Brendan sahen ihm dankbar nach und wandten sich dann an Aran-Finn.

»Auch du hast uns sehr geholfen, Aran-Finn. Wir können dir deine Dienste mit nichts vergelten als mit unserer Dankbarkeit. Die aber wird dir ewiglich gelten.«

»Ach was«, wehrte Aran-Finn derlei Dankesbezeugungen ab, »es war mir eine große Ehre, euch begegnet zu sein, und ich hoffe, Gott der Herr wird alle eure Wege lenken und euch geben, was ihr so redlich verdient habt. Und ich sage euch, bis sein Reich kommt, wird man an den Herdfeuern von euch sprechen und euren Heldenmut rühmen. Und wo immer man in irischem Grün zusammenkommt, da werden eure Namen zum Haushalt gehören wie der Kessel und die Kelle. Und wer mit euch focht, vor Kinsale oder hier, der wird sich bis ans Ende seiner Tage euer erinnern. Solange noch Clonmacnois steht und in gälischer Zunge gesprochen wird, werden O'Neill und O'Donnell, wer-

den O'Connor und O'Rourke gerühmt werden wie Brian Boru und König Malachias.«

Andrew und Brendan waren nun nicht minder verlegen, als es zuvor Fergal gewesen waren. Andrew fing sich als Erster und ergriff die Hand des Aran-Finn: »Gott segne dich, du wackrer Bote. Wir werden deinen Namen auf alle unsere Reisen mitnehmen und deiner gedenken, wo immer Gott uns auch hinführen möge.«

Gerührt trat nun auch Brendan heran und legte seine Arme auf die Schultern der beiden. Für den Augenblick herrschte in dem düsteren Keller jene Brüderlichkeit, welche die Stämme der Gälen stets ausgezeichnet hatte, wenn man den Gesängen der Barden Glauben schenkte. Doch noch ehe einer der dreien erneut zu sprechen anfangen konnte, hörten sie einen durchdringenden Pfiff, der nur von Fergal stammen konnte. Sie drückten sich ein letztes Mal die Hände, und nur einen Moment später waren Andrew und Brendan über die Treppe nach oben verschwunden. Aran-Finn ließ sich schwer auf seinen Stuhl sinken und grübelte noch lange über die seltsamen Wege des Schicksals nach.

Als Andrew vorsichtig aus der Tür lugte, sah er Fergal am Stadttor lehnen und eifrig winken. Andrew blickte in die entgegengesetzte Richtung und vergewisserte sich, dass alles ruhig war. Eilig legten die beiden die paar Yards zum Ausgang der Stadt zurück und hetzten dann in gebückter Haltung zu dem Wäldchen hin. Dort fanden sie einen jungen Burschen vor, der tatsächlich zwei schnaubende Pferde an ihrem Zaumzeug hielt. Wortlos reichte er ihnen die Zügel, sie nickten ihm zu und sprangen auf. Zeitgleich drückten sie den Pferden ihre Fersen in die Seiten und sprengten los. Als sie sich nach einer Weile umblickten, war Donegal bereits am Horizont verschwunden. Von da ab verfielen sie in einen forscheren Trab und hatten bald schon die Ufer des Lough Derg erreicht. Gerne hätte sich Brendan ein wenig während des Ritts unterhalten, doch Andrew blickte so unverwandt in die Ferne, dass Brendan auch selbst in Schweigen ver-

fiel. So ritten sie immer am River Derg entlang, ehe die Sonne allmählich zu sinken begann. Brendan spürte, wie sich sein ganzer Körper mehr und mehr versteifte und gerne eine Pause gehabt hätte. Doch Andrew trieb sein Pferd unaufhörlich weiter an, und nichts schien ihn aufhalten zu können. Sie ließen das Städtchen Stranolar zu ihrer Linken liegen und hielten weiter auf Derry zu. Erst als Brendans Pferd zu straucheln begann, hielt auch Andrew das seine an. Beide Tiere waren weiß vom Schweiß, und Dampfschwaden stiegen von ihren Hälsen auf. Sie waren am Ende ihrer Kräfte, Brendan hatte Mühe, abzustiegen. Erschöpft ließ er sich ins Gras sinken, während sich Andrew durchstreckte und einen großen Schluck Wasser zu sich nahm, ehe er nach dem Käse in dem Beutel griff.

»Wie weit ist es noch bis Derry?«, stöhnte Brendan.

Andrew orientierte sich: »Wir haben den River Finn hinter uns gelassen. Wenn das, was dort hinten in der Dämmerung glitzert, wie ich vermute, der Foyle ist, dann sollten es nur noch rund sieben Meilen bis Letterkenny sein. Wir bräuchten dem Foyle nur zu folgen, und nach weiteren 25 Meilen wären wir in Derry.«

»Lass uns hier eine Weile rasten. Die Pferde sind am Ende. Jetzt erreichen wir ohnehin nichts mehr. Wenn wir zwei, drei Stunden vor dem Morgengrauen wieder aufbrechen, dann sollten wir bei Tagesanbruch die Zinnen von Derry sehen können.«

»Da ist viel Wahres dran«, antwortete Andrew. »Wenn es uns gelingt, mit jemandem von uns Kontakt aufzunehmen, der uns mit dem Notwendigsten versorgt, sollten wir am Abend unseren Weg fortsetzen können. Von Derry sind es nur rund 15 Meilen bis Limavady, und von dort kaum mehr als zehn nach Coleraine.«

»Ich erinnere mich«, setzte Brendan fort, »von Coleraine sind es keine sechs Meilen mehr bis Dunluce. Ich denke, wir sollten es bis übermorgen geschafft haben, den Sitz des Chieftains zu erreichen.«

»Wenn uns die Sachsen keinen Strich durch die Rechnung machen, dann wirst du recht haben, Brendan.«

Und so sank nun auch Andrew ins Gras, und schweigend nahmen sie ihr Mahl ein, während über die friedliche Gegend all-

mählich die Dämmerung hereinbrach. Weit und breit war nichts Auffälliges zu bemerken, und dennoch regte Andrew an, abwechselnd Wache zu halten, um nicht doch von einer englischen Patrouille überrascht zu werden. »Schlaf eine Weile«, sagte er daher zu Brendan, »um Mitternacht werde ich dich wecken. Und drei Stunden später brechen wir wieder auf.« Brendan nickte nur und war alsbald in tiefen Schlummer versunken, während Andrew noch die Pferde versorgte, ehe er sich an einen Baum lehnte und unverwandt gegen den Foyle blickte, bis er ihn in der Dunkelheit nicht länger ausmachen konnte.

Brendan hatte Andrew noch nicht einmal berührt, als dieser schon wieder wach war. Eilig stand er auf und vertrieb mit ein paar ausgreifenden Bewegungen die Verspannungen der Nacht. Dann nahm er den Sattel und die Decke und zäumte sein Pferd auf. Brendan tat es ihm gleich. Sie tranken den letzten Rest Wasser und setzten ihren Weg durch Kälte und Finsternis fort. Sie erreichten den Foyle und folgten seinem Lauf, der sie auf direktem Weg nach Derry bringen würde.

Dunkel und geheimnisvoll glitzerten die Wasser des Flusses, doch Andrew und Brendan hatten keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Sie trieben ihre Pferde an und achteten dabei sorgsam auf jedes Geräusch. Nach einer Weile begann östlich von ihnen der Himmel sanft zu schimmern. Ein zartes Rosa tat sich über der Hügelkette der Sperrin Mountains auf, das allmählich an Satttheit gewann. Die Bäume am rechten Flussufer des Foyle traten immer deutlicher aus der Dunkelheit hervor, und die Konturen der Landschaft gewannen an Schärfe. Die Tiere des Waldes und der Fluren erwachten zu einem neuen Tag, und bald schon konnten die beiden Reiter die Sonnenscheibe erkennen, die sich allmählich über die Hügel erhob. Zu diesem Zeitpunkt waren Andrew und Brendan schon mehr als drei Stunden unterwegs, und an der zunehmenden Breite des Foyle erkannten sie, dass die Stadt Derry nicht mehr weit entfernt sein konnte.



Während die beiden noch gut und gern 40 Meilen von Dunluce Castle entfernt waren, wurde der große Chieftain in seinem Schloss immer nervöser. Mit jedem neuen Tag, der anbrach, musste er damit rechnen, dass Chichester zuschlagen würde. Wenn er den Turm seiner Burg bestieg, dann konnte er in der Ferne das Lager der Sachsen ausmachen, die sich seit einer Woche nicht aus Portrush wegbewegt hatten. Er, der große O'Neill, hatte Boten in alle Richtungen von Ulster ausgeschildt, seine Getreuen und Lehensmänner um sich zu versammeln. Doch kaum einer war seinem Ruf bislang gefolgt. Viele Clans waren von der alten Ordnung abgefallen. Das Brehon Law galt nichts mehr in Irland, und dem O'Neill wurde schmerzhaft bewusst, dass wohl nie wieder einer aus seiner Familie nach altem Brauch in Tullyhoge inauguriert werden würde. Der Krönungsstein war von den Engländern zerstört worden, und die Glocke von Sankt Patrick hatten sie verschleppt. Der O'Neill wusste, dass viele seiner ehemaligen Gefolgsleute ihm seine Kapitulation nicht verziehen, die nun schon vier Jahre zurücklag. Und seit dem Tod von Red Hugh O'Donnell, der auf dem Weg zu König Philipp von Spanien gewesen war, als ein englischer Agent namens Blake ihn vergiftet hatte, hatten weitere Rebellen jedwede Hoffnung aufgegeben, war ihnen doch schmerzlich bewusst geworden, dass die Gerüchte, O'Donnell käme an der Spitze einer Armee von 10.000 Spaniern nach Dungannon, nur leere Worte waren. Die einzige Armee, die den Weg nach Ulster fand, war jene der Engländer. Und die ging mit unerbittlicher Härte gegen die Iren vor. Im letzten Herbst hatten sie Rory O'Donnell, der nach dem Tod seines Bruders die Grafschaft von Tyrconnell für seine Familie beanspruchte, und Séan Maguire unter der Anklage verhaftet, sie planten mit Henry O'Neill, der bei den Österreichern Unterschlupf gefunden hatte, einen Anschlag auf den König. Doch nicht einmal unter den größten Verletzungen des Rechtswesens war es Chichester möglich gewesen, für diese Behauptung irgendwelche Beweise vorzulegen. Und so kamen die beiden im August wieder frei und befanden sich, zerschlagen und geschun-

den, auf Dunluce, wo sich die Diener O'Neills um sie kümmerten. Der O'Neill hoffte auf die MacSweeneys, die O'Rourke, die O'Connors of Sligo, doch niemand kam. Der alte Mann hielt die Spannung nicht mehr aus und ritt am Sonntag aus, ohne auf die englischen Truppen zu achten, die jeden seiner Schritte argwöhnisch beobachteten.

Am Abend, als er wieder zurückgekehrt war, teilte er seinen Getreuen mit, dass er nicht länger warten könne. Das Schiff am Lough Swilly würde die letzte Hoffnung bedeuten, den Engländern nicht in die Hände zu fallen. Er hege zwar immer noch Hoffnung, dass sich der eine oder andere Clan ihnen anschließen wolle, doch welche Fährnisse sie auch immer daran hinderten, es deute wenig darauf hin, dass ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt sein würden. Von nun an sei stündlich damit zu rechnen, dass die Sachsen das Schloss zu erstürmen versuchten, weshalb er dafür plädiere, am nächsten Morgen zum Lough Swilly aufzubrechen. Rory O'Donnell hielt dem entgegen, dass man sich in Port Stewart erzähle, es seien sehr wohl noch einige Edle unterwegs, sodass man vielleicht doch einen weiteren Tag zuwarten solle. Es sei gelungen, Spione in die Reihen der Engländer einzuschleusen, und darum wisse man, dass Chichester am Montag noch nicht zuschlagen könne, da das königliche Siegel erst auf dem Weg nach Belfast sei, es also frühestens am Dienstag in Portrush eintreffen werde. Maguire und andere hielten dem entgegen, dass dies auch eine bewusste Fehlinformation sein könne, um die Iren in falscher Sicherheit zu wiegen, und drängten darum auf einen schnellen Aufbruch. Keiner aber fand sich, der für ein Ausharren eingetreten wäre.

Andrew und Brendan ritten ein kurzes Steilstück hinan und sahen im Sonnenlicht die Dächer von Derry glitzern. Sie sahen einander an und hielten eine Rast für ebenso geboten wie angeraten, als plötzlich der durchdringende Ton von Glocken zu vernehmen war. Brendan schreckte auf: »Sie haben uns entdeckt und schlagen Alarm«, platzte es aus ihm heraus.

»Dummkopf«, sagte Andrew lachend, »heute ist Sonntag. Die Glocke ruft die Gläubigen zum Kirchgang. Was«, spann Andrew seinen Gedanken laut weiter, »für uns ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist. Erstens fallen wir am Tag des Herrn weit weniger auf, wenn wir über das Land reiten, und zweitens sind selbst die Soldaten der Sachsen dadurch abgelenkt. Eine kleine Weile sollten die Pferde noch durchhalten. Ich bin dafür, wir reiten nach einer kurzen Rast weiter nach Limavady. Dort sollten wir um die Mittagszeit eintreffen. Ich habe dort einige Freunde, die uns mit Proviant und neuen Pferden versorgen sollten. Am späten Abend könnten wir mit etwas Glück Dunluce erreichen.«

Brendan wies darauf hin, dass sie nichts mehr zu essen hatten, doch Andrew wischte den Einwand beiseite: »Wir werden in Limavady Nahrung finden. Wasser gibt es hier in Hülle und Fülle, und ein wenig darben wird uns nicht schaden.«

Sie stiegen also ab, versorgten die Pferde, die sie an den Fluss zur Tränke führten. Dann rieben sie sie ab und ließen sie eine Weile am Flussufer grasen, während Andrew unverwandt Richtung Derry blickte. Brendan nutzte die Pause zu einem kleinen Schläfchen, Andrew zitierte still für sich Bibelverse, um die aufkeimenden Gedanken an Eileen zu verdrängen, die ihn seit Donegal verfolgten. Selbst in der Nacht hatte er kaum Schlaf gefunden, da immer wieder das anmutige Gesicht seiner verstorbenen Frau vor seinem Geiste erschienen war. Eileen war nun seit fünf Jahren tot, doch es war kaum ein Tag vergangen, an dem er nicht ihre Nähe gespürt hatte. Die Zeit, so hatte er herausgefunden, heilte keine Wunden, der Schmerz saß noch genauso tief wie an jenem Januarmorgen, als er von ihrem Tod erfahren hatte. Und wie viele Jahre ihm auch noch beschieden sein würden, wo immer ihn das Schicksal noch hinführen würde, stets würde Eileen mit ihm reisen bis ans Ende seiner Tage.

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er gegen Gott rebelliert, hatte ihn angeschrien, wie er es zulassen konnte, dass ein wundervolles Wesen, das kaum 20 Jahre zählte, sein Leben lassen

musste auf so grausame Weise. Der Priester hatte ihm gesagt, wen Gott besonders liebe, den hole er eben früh wieder zu sich, doch warum, so hatte er den Gottesmann damals gefragt, greife Gott dann zu so grausamen Mitteln. Eileen war, bevor sie ihren Geist aufgab, wohl geschändet worden. Man hatte ihr, so erzählten sich die Menschen in Sligo, die Kehle durchgeschnitten, sie stundenlang gequält, sie zusehen lassen, wie ihre Freunde und Verwandten im Feuer verbrannten, im Öl sotten, unter Pferdehufen zertrampelt wurden. All das hatte sie mit ansehen müssen, während ein widerlicher Engländer nach dem anderen ihren geschundenen Leib nahm. War derlei wirklich Gottes Wille? Wozu eine solche Qual? Umso sicherer sei ihr das Paradies, hatte der Priester geantwortet, der ihn an die Heiligen erinnerte, an die Schmerzen, die Gott der Herr der Heiligen Barbara und der Heiligen Katharina auferlegt hatte, die freudig ihr Schicksal auf sich genommen hätten und darob die Herrlichkeit Gottes schauen könnten bis in alle Ewigkeit. Gott prüfe den Menschen, damit er sich seiner würdig erweise, und er prüfe sein Volk, auf dass es von der Sünde ablasse, weshalb er den Iren auch die Sachsen geschickt habe.

Damals hatte Andrew dem Priester nur gesagt, er möge sich zum Teufel scheren, er vertraue seinem Schwert weit mehr als dem Kreuz des Priesters. Aus ihm spreche der Schmerz und der Zorn, hatte der Gottesmann nur geantwortet und ihm angekündigt, es würden Tage kommen, da würde er die Dinge anders sehen. Und irgendwann in ferner Zukunft käme eine Zeit, da wären schließlich auch seine Wunden geheilt.

Nun, nach fünf Jahren war in der Tat sein Zorn verraucht. Gottes Wege waren eben unergründlich und wundersam. Der Schmerz aber war geblieben, die Zeit hatte noch keine seiner Wunden geheilt. Und genau deshalb saß Andrew jetzt auf der kleinen Hügelkuppe und zitierte Bibelverse, um nicht von seiner Verzweiflung um Eileen überwältigt zu werden. In dieser Haltung verharrte er noch, als Brendan ihn sanft rüttelte. »Es ist Zeit, weiterzuziehen«, sagte der Freund leise, ein knappes Nicken Andrews erntend. Die beiden sattelten wiederum ihre Pferde und

hielten auf den River Roe zu, in dessen Tal sich Limavady befindet. Dabei kamen sie langsamer voran als zuvor, denn die Pferde erwiesen sich als bockig und schienen nicht willens, nach so kurzer Pause abermals die schwere Last auf sich zu nehmen. Doch bald schon gaben sie ihren Widerstand auf und fügten sich den Anordnungen ihrer Reiter. Diese ließen den Lough Swilly hinter sich und näherten sich bald schon den Ufern des Lough Foyle.

Wie sie es erwartet hatten, stießen sie den ganzen Weg über auf keinen Menschen, denn niemand, der nicht unbedingt musste, pflegte an einem Sonntag zu reisen, zumal, wenn der Gottesdienst rief. Der Pfad war leicht gangbar, und so legten sie in lockerem Trab Meile um Meile zurück, und noch ehe die Sonne den höchsten Punkt ihrer Bahn erreicht hatte, tauchte vor den Augen der Reiter das Städtchen Limavady auf.

Die Beratung auf Dunluce kam zu keinem eindeutigen Ergebnis. Schließlich traf der O'Neill selbst die Entscheidung, als er jener Seite zuneigte, die noch einen Tag ausharren wollte. Dies entsprach letztlich auch seinem eigenen Wunsch, wusste er doch seinen Sohn Connor noch irgendwo draußen in Fermanagh. Und wenn schon keine Edelleute mehr den Weg nach Dunluce kommen sollten, so hoffte der O'Neill, wenigstens seinen Sohn mit auf die Reise nehmen zu können. Die Trommler hatten den Willen des Chieftains über die Loughs und Glens getragen, die Boten waren ausgesandt, das Schiff war bereit. Nichts konnte den O'Neill mehr in seiner angestammten Heimat halten, zumal sein Wort in Ulster nichts mehr galt. Wie er es auch drehte und wendete, er musste Irland verlassen, und sei es auch allein. All sein Hoffen auf Entsatz hatte sich als müßig herausgestellt. Die Jahre seit Kinsale waren an nichts und niemandem spurlos vorübergegangen, und wenn es auch stimmen mochte, dass die Hoffnung zuletzt stirbt, so lag sie nun untrüglich auf ihrem Totenbett. Auch war er zu alt, um noch einmal die Mühen des Aufstandes auf sich zu nehmen. Seine Sache war verloren – und Irland mit ihr.

Andrew hieß Brendan, auf ihn zu warten. Er wolle nach Limavady gehen und sehen, ob sich jemand fände, der ihnen helfen würde. Sie befanden sich schon auf dem Land, das einstmals dem O'Neill gehört hatte, und so mochte hier doch jemand hausen, der seine Schuldigkeit gegenüber dem Chieftain noch nicht vergessen hatte. Andrew warf sich seinen Umhang über den Kopf und stapfte auf die Stadt zu. Diese lag in mittäglicher Ruhe, und nichts deutete darauf hin, dass ihnen hier Gefahr drohen könnte. Doch als Andrew das Tor erreichte, stellte sich ihm ein englischer Wachposten entgegen: »Wohin?«, belferte der Soldat.

Andrew, der den Bewaffneten schon von Weitem gesehen hatte, näherte sich ihm gebückt und hinkend. Er brabbelte auf Gälisch eine Antwort, um dann auf Englisch zu stammeln: »Besuch Onkel Finnbar. Gibt Familie Fleisch. Familie in den Glens Hunger. Ernte Anstrengung.«

Der Soldat spuckte angewidert aus. Schon wieder so ein gälischer Bauerntölpel. »Weshalb hat denn der Onkel Fleisch?«, wollte er wissen.

»Finnbar Geschäft in Limavady«, antwortete Andrew knapp, dabei auch weiterhin wie ein geprügelter Hund zu Boden starrend.

»Verschwinde aus meinen Augen«, polterte der Soldat und deutete einen Tritt in Andrews Richtung an. Der ließ sich nicht zweimal auffordern und sah zu, dass er in einer Seitengasse verschwand. Aus der Zeit von Kinsale wusste Andrew, dass es wirklich einen Finnbar in Limavady gegeben hatte. Er gehörte zu den McLoughlins, die O'Neill Gefolgschaft schuldeten. Finnbar war gleichwohl nach der Schlacht von Kinsale im Süden geblieben und hatte sich, wie man sich erzählte, in Cobh angesiedelt, doch bestimmt hatte er hier noch Verwandte, die bei der Nennung seines Namens Andrew die Hilfe nicht versagen würden.

Andrew bewegte sich vorsichtig entlang der kleinen Häuser, welche die Straße säumten, und blickte ab und an um sich, in der Hoffnung, irgendwo einen Hinweis auf die McLoughlins zu finden. Unerwartet trat eine dicke Alte aus ihrem Haus und musterte den Fremden argwöhnisch. Andrew sprach sie auf Gälisch

an und fragte, ob sie ihm sagen könne, wo die McLoughlins zu finden seien.

»Wer will das wissen?«, entgegnete sie in barschem Ton.

»Ein alter Waffengefährte des Finnbar«, fuhr Andrew fort.

»Finnbar? Der ist vor Jahren schon gefallen. Auf den kann sich niemand mehr berufen.«

»Als ich ihn zuletzt sah, wirkte er noch überaus lebendig«, beharrte Andrew, »er lebt in Cobh, und dort war es auch, wo er mir sagte, wann immer ich nach Limavady käme, würde seine Familie mich dort mit Freuden aufnehmen.«

»So, das sagte er, was? Dann will ich dir etwas sagen, du Nichtsnutz von einem Mannsbild. Der alte Finnbar, wo immer er sich herumtreiben mag, hat hier gar nichts mehr zu sagen. Er folgte seinem Chieftain vor über sechs Jahren, schlug sich für dessen Wohl. Wir sind hier zurückgeblieben und wissen seitdem nicht, wo am nächsten Tag genug zu essen herkommt, um alle Mäuler zu stopfen. Also, ich sag dir's im Guten, Mann, pack dich zurück nach Cobh, bevor ich die Sachsen rufe.«

Andrew richtete sich auf und blickte die Alte von oben herab an. Sie hielt seinem Blick stand und stemmte ihre Hände in die Hüften, wie um damit zu unterstreichen, dass der Fremde gar nicht erst hoffen sollte, sie einschüchtern zu können. Heftig wogte ihr mächtiger Busen auf und ab, während die Alte darauf wartete, wie ihr Gegenüber nun reagieren mochte.

»Was immer Finnbar Euch angetan hat, gute Frau«, bemühte sich Andrew nun um einen begütigenderen Ton, »hat nichts mit uns beiden zu tun. Vor Euch steht ein Mann, der Eurer Hilfe bedarf. Ihr solltet ihn nicht abweisen.«

»So? Sollte ich nicht, was?«

Andrew nickte und blickte bescheiden zu Boden. Die Alte wurde wankend. »Alles, was ich brauche, ist ein wenig Brot, um den Weg nach Dunluce schaffen zu können«, murmelte er dann.

»Dann seid Ihr einer der Rebellen, nach denen der alte O'Neill ausgeschickt hat?« Wieder war es an Andrew, zu nicken. Ein Versteckspiel mit der Alten schien ihm wenig sinnvoll.

Die Alte drehte sich um und verschwand wortlos im Haus. Andrew blickte nach links und rechts und versuchte, die Umgebung im Auge zu behalten. Was mochte in der Alten nun vorgehen? Wenigstens hatte sie darauf verzichtet, die Engländer zu rufen. Aber ob sie wieder zurückkam? Sie hatte nicht so ausgesehen, als ob sie ihm helfen wollte.

Doch während Andrew noch so nachsann, stand die Alte wieder vor ihm. Sie drückte ihm einen Kanten hartes Brot in die Hand. »Vermeidet den Weg über Portstewart, dort lagert Chichesters Garnison. Auch um Coleraine solltet Ihr einen Bogen machen. Dort treibt sich gleichfalls verdächtiges Volk herum. Am besten ist's, Ihr marschiert einfach zwischen den beiden Orten durch.«

»Ich schulde Euch mehr als nur Dank, ehrbare Frau«, sagte Andrew.

»Und ich schulde Euch nichts. Wenn Ihr Finnbar seht, dann sagt ihm, ich trete ihm in den Arsch, dass mein Fuß bei seinem Mund wieder herauskommt. Und dem großen O'Neill sagt, er ist auch nicht besser als der Engländer. Großkotze allesamt, die sich keinen Deut um uns scheren, die wir ihren Wohlstand begründen. Und jetzt tut, wie ich Euch geheißен.«

Andrew blinzelte verunsichert.

»Ihr sollt euch packen! Schon vergessen?«

Andrew meinte, ein hintergründiges Lächeln im zerfurchten Gesicht der Alten ausmachen zu können. »Vergelt's Gott«, sagte er dann.

»Ja, der auch«, murrte die Alte und verschwand wieder in ihrem Haus, die Tür hinter sich zuwerfend. Andrew blickte sich noch einmal um und sah dann zu, dass er wieder aus der Stadt kam.

»Na, was hattest du mit der alten Nelly zu schaffen? Ich dachte, du wolltest zu deinem Onkel?«

Unverhofft war der Wachposten Andrew wieder entgegengetreten. Sofort krümmte dieser seine Gestalt. »Onkel nicht da«, radebrechte er, »Nelly helfen.«



»Dann ist's mit dir nicht mehr weit her, wenn du schon die Hilfe dieser alten Hexe, der nichts und niemand heilig ist, nötig hast. Sieh zu, dass du Land gewinnst und lass dich so schnell nicht mehr blicken, sonst spieße ich dich mit meiner Pike auf und röste dich als Sonntagsbraten.«

Andrew krümmte sich noch mehr, nickte und trat durch das Tor aufs freie Feld. Er bemühte sich, nicht zu schnell zu gehen, um nicht noch nachträglich Verdacht zu erwecken. Nach einer kleinen Ewigkeit wandte er sich um, doch der Wachtposten beachtete ihn nicht länger. Andrew schlug einen Haken und sah zu, dass er Brendan erreichte.

Dieser wartete bereits ungeduldig auf seinen Freund. »Wie stehen die Dinge dort drüben?«, fragte er, noch ehe Andrew zur Ruhe gekommen war.

»Nicht gut«, antwortete der, »es heißt, die Sassenach stünden in Portrush und in Coleraine. Wie es aussieht, müssen wir mitten durch die feindlichen Linien, um zum Chief zu kommen.«

»Am besten wird sein, wir lassen die Pferde vor Coleraine zurück und schleichen uns des Nachts an den englischen Truppen vorbei.«

»Dann haben wir wenig Zeit zu verlieren.«

Eilig aßen sie das Brot, tranken Wasser aus der nahen Quelle und saßen dann wieder auf. Sie blickten noch einmal kurz zurück und sprengten dann in gestrecktem Galopp davon. Sie trieben die Pferde so manche Meile an, ehe sie erkannten, dass die Tiere erschöpft waren. Sie verfielen in einen lockeren Trab, um ihnen ein wenig Ruhe zu gönnen.

»Wie kommt es eigentlich, dass der O'Neill auf Dunluce ist?«, fragte Brendan unvermutet, »Er und Randal O'Donnell sind doch nicht gerade das, was man Freunde nennt.«

»Wohl wahr«, antwortete Andrew nach einer kleinen Weile, »aber das ist eine lange Geschichte.«

»Bis Coleraine sind es noch sieben oder acht Meilen, ich denke, wir haben Zeit.«

»Es sind glücklicherweise nur noch sechs. Aber du hast recht.

So will ich dir mein Wissen in dieser Frage nicht verheimlichen, mein Freund. Wie du sicher weißt, sind Lord Randal und der O'Neill Schwiegersohn und Schwiegervater.«

»Das weiß ich wohl. Randal heiratete Alice. So wie seinerzeit Sorley Boy die Tochter Shane O'Neills geheiratet hatte.«

»Es war Shanes Schwester, die Sorley geheiratet hatte«, unterbrach ihn Andrew, »sie war die Tochter Con O'Neills und die Mutter Randals.«

»Richtig. Jetzt entsinne ich mich auch. Ich denke, sie hieß Mairead und ...«

»Willst du die Geschichte jetzt hören, oder willst du sie selbst erzählen?« Andrew war unwirsch geworden.

»Entschuldigung«, murmelte Brendan. Dennoch brauchte es eine Weile, ehe Andrew den Faden der Erzählung wieder aufnahm. »Die O'Donnells of Antrim sind ja eigentlich gar keine Iren. Angus MacDonald war ein Schotte, der Lord of the Isles, der mit Robert the Bruce die Sachsen in der berühmten Schlacht von Bannockburn schlug. Später setzte er nach Larne über und heiratete eine der O'Cahans. Alexander, der Großvater Randals, hatte vor über 70 Jahren Streit mit dem schottischen König und siedelte nach Antrim über, wo sein Sohn Collum eine der Mac-Quillans heiratete, die Erben von Dunluce. Er hat sich gegen das englische Ungeheuer, die damals noch gar nicht so alte Jungfer Elisabeth, tapfer geschlagen, fiel aber vor nahezu einem halben Jahrhundert, sodass Dunluce an seinen Bruder Sorley fiel, den du ja bereits erwähntest. Der war trotz seiner familiären Bande mit den O'Neills nicht wirklich auf gutem Fuß, aber vor rund 20 Jahren segnete er ja das Zeitliche. Sein Sohn James war ein guter Mann ...«

»Ja, an ihn erinnere ich mich gut. Er hat die Spanier auflesen, die nach dem Untergang der Armada an unsere Gestade gespült wurden ...«

»... wodurch er sich erst recht den Zorn dieser Elisabeth zuzog, ja. Und vor zehn Jahren besiegte er bei Carrickfergus den alten Chichester. Das war für uns ein wichtiger Triumph. James zählte

wie seine Verwandten Red Hugh und Rory zu den wichtigsten Verbündeten des O'Neill, doch vor sechs Jahren gelang es den Sachsen, ihn zu vergiften.«

»Ich erinnere mich. Ein schwerer Schlag für uns. Das war kurz vor unserem Marsch auf das unselige Kinsale. Doch damals war sein Bruder Randal doch noch fest in unserem Lager. Er kämpfte auch bei Carrickfergus gegen die Engländer.«

»Randal ist ein gewitzter Mann. Solange der Kampf nicht entschieden war, hielt er zu uns. Und wie man sieht, tritt er uns auch heute noch nicht entgegen. Aber ich denke, er wägt seine Chancen ab und hält sich nach allen Seiten offen. Ich traue ihm jedenfalls nicht über den Weg.«

»Meinst du, er hat dem O'Neill eine Falle gestellt?« Brendan wirkte mutlos.

»Nein, das glaube ich nicht. Er ist derzeit nicht auf Dunluce, sodass er jederzeit glaubhaft versichern kann, nichts von alledem gewusst zu haben. Wie gesagt, er ist sehr geschickt, unser Randal. Es würde mich nicht wundern, wenn er eines Tages noch als Earl of Antrim und Lord of the Glen enden würde. Mit Orden und Ehren überhäuft von seiner Majestät, dem Stuart.«

Die beiden hatten eine Anhöhe erreicht und hielten eine kurze Rast. Während Brendan die Pferde tränkte, sah Andrew hinunter ins Tal, wo in der beginnenden Dämmerung die Zinnen von Coleraine leuchteten. Und ganz in der Ferne glitzerte das große Meer, an dessen Gestade Dunluce seit Jahrhunderten stand und den Stürmen der Zeit trotzte.

»Es ist besser, wir warten hier, bis es dunkel ist. Dann schleichen wir uns an der Stadt vorbei zum Schloss.«

»Bist du dir sicher, dass dies eine gute Idee ist? Von hier sind es sicher noch sechs, sieben Meilen bis Dunluce. Da geht die ganze Nacht drauf.«

»Willst du es riskieren, in der Dämmerung direkt in die Arme der Engländer zu reiten?«, entgegnete Andrew.

»Nun ja, die halten jetzt sicher Brotzeit. Es wäre eine günstige Gelegenheit, denn in zwei Stunden werden sie überall Wachen

postiert haben, die dann noch ziemlich aufmerksam sind. Wir müssten weitere zwei Stunden warten, ehe wir damit rechnen könnten, dass sie schläfrig werden.«

»Nun, da ist etwas Wahres dran«, nickte Andrew, »was haben wir zu verlieren? Riskieren wir's.«

Sie saßen wieder auf und ritten im Schritt auf Coleraine zu, um etwa eine halbe Meile vor der Stadt einen Bogen zu beschreiben, der sie auf den Pfad Richtung Dunluce brachte. Mittlerweile war es beinahe vollkommen dunkel, sodass die Sicht stark beeinträchtigt war. Doch das war fraglos ein Vorteil für die beiden Reiter.

Auf Dunluce rüstete man sich für die Nacht. Aus Sicherheitsgründen hatte der O'Neill alle Gäste im Manor untergebracht, das normalerweise seiner Tochter, deren Gast er war, als Wohnung diente. Die Hälfte der ihm zur Verfügung stehenden Truppen befand sich im Gatehouse, welches die Brücke zum Festland sicherte. Den Mainland-Court hatte man geräumt. Nur ein paar Bauern und eine Handvoll Soldaten hielten sich dort auf, eine Art Vorposten, um einen allfälligen Angriff der Sachsen so lange aufzuhalten, bis die Wachmannschaft beim Tor die Brücke zerstört haben würde. Diese war mit Pech bestrichen, um sie im Ernstfall verbrennen zu können. In einem solchen Fall würden die Engländer die Burg belagern und nicht wissen, dass es einen Durchlass in den Felsen gab, der in eine Höhle führte, von wo aus man ein Boot ins Meer lassen konnte. Der O'Neill würde dann einfach mit seinen Getreuen nach Kilbane Castle ausweichen, während die Sachsen ihn in der Falle wähnten. Der O'Neill und seine Ratgeber hatten mittlerweile alle Entscheidungen getroffen. Um vier Uhr morgens, eine gute Stunde vor der Dämmerung, würden sie in die beiden Currachs steigen, die am Eingang besagter Höhle vertäut waren. Jedes dieser Boote konnte etwa 30 Mann aufnehmen, wenn die See ruhig war, auch dementsprechend mehr. Von dort würde man um die Giant's Causeway herum zum Foyle segeln, um sodann auf den Lough Swilly zuzuhalten, auf welchem das französische Schiff vor Anker liegen sollte, von dem der

Kapitän gesprochen hatte. Acht Stunden würden sie hier noch warten, ob Con es noch schaffen würde. Die Boote waren bereit, und der O'Neill hieß seine Männer noch kräftig essen und ein wenig ruhen, ehe in den ersten Stunden des Montags der Aufbruch nach Dungannon erfolgen sollte.

Plötzlich ertönte ein durchdringender Pfiff vom Mainland her, der die Mannschaft des Torhauses in Alarmbereitschaft versetzte. Auch der O'Neill verließ die Halle und ging über den Upper Yard zum Tor, um zu erfahren, was dort vor sich ging. Es war Rory, der ihm entgegenkam: »Der O'Connor und der junge Breifni. Sie haben es doch noch geschafft«, keuchte er.

»Dem Herrn sei gedankt«, flüsterte der O'Neill.

Andrew und Brendan hatten sich den Truppen im Mainland Court schon von Weitem zu erkennen gegeben, und als Rory O'Donnell seine alten Waffengefährten erkannte, führte er sie sofort durch den Felsdurchlass zur Brücke, wo er vorauslief, um dem O'Neill die Meldung zu überbringen. Schon am Torhaus wurden sie freudig begrüßt, wenngleich auch der eine oder andere Soldat es bedauerte, dass sie alleine gekommen waren. Der O'Neill umarmte die beiden und führte sie persönlich in die Halle, wo man ihnen zu essen und zu trinken gab.

»Wie ist die Lage?«, fragte Andrew, während er nach einem gebratenen Hühnerschenkel griff.

Weit länger als geplant wogte das Gespräch hin und her, doch wie die Sache von den Beteiligten auch immer betrachtet wurde, allen war klar, dass das Heil einzig in der Flucht liegen konnte. Allein Brendan nahm einen abweichenden Standpunkt ein und wiederholte, was er schon mit dem Aran-Finn besprochen hatte. Doch ein Blick von Andrew machte ihm klar, dass sein Plan mit den hier Versammelten nicht zu verwirklichen war. Mit wenigen Ausnahmen hatten die Gefolgsleute des O'Neill ihr bestes Alter schon lang überschritten, kaum einer würde in der Lage sein, die Strapazen eines Lebens im Wald lange durchzuhalten. Für eine solche Taktik brauchte es junge Leute, brauchte es Männer wie ihn. »Ich fahre nicht mit«, hörte sich Brendan daher plötzlich sagen.

Alle sahen ihn überrascht an. Auch sein Freund fuhr hoch, doch Brendan bedeutete ihm mit einer Geste, ruhig zu bleiben.

»Ich denke, der O'Neill kann uns am Kontinent von großem Nutzen sein. Das gilt für die meisten von euch, hohe Herren. Ich aber bin jung, und außerdem beileibe kein Diplomat. Meine Stärke sind das Breitschwert und die Kühnheit der Jugend. Vielleicht ist es mir vergönnt, in den Glens Gleichgesinnte zu sammeln, mit denen wir den Sassenach das Leben in Antrim schwer machen können. Sie sollen keine ruhige Minute haben. Wenn einer von ihnen ausreitet, so soll er beständig fürchten müssen, aus dem Hinterhalt erschossen zu werden. Wenn eines ihrer Kaufahrtei-Schiffe nicht genügend bewacht ist, so stecken wir es in Brand. Wenn einer ihrer ketzerischen Kleriker übers Land zieht, so schicken wir ihn zum Satan. Wenn ...«

»Lass gut sein, Brendan«, unterbrach ihn Andrew, »wir verstehen, was dich bewegt. Und so sehr es mich schmerzt, von dir getrennt zu werden, ich vermag dir in diesem Punkt nicht zu folgen. Ich weiß nicht, ob du recht tust, doch in meinem Herzen wünsche ich dir, dass du Erfolg hast. Dennoch führt für uns andere hier an diesem Schiff kein Weg vorbei. Und auch du bedenke, dass du genauso gesucht wirst wie wir alle. Glaubst du wirklich, dass die Jungen dir so einfach folgen werden? Wem wirst du trauen können? Die Lage ist verzweifelt, das ist selten eine gute Grundlage für eine neue Offensive. Komm mit uns, mein Freund, zum Lough Swilly. Bis dahin nimm dir Bedenkzeit. Um unserer Freundschaft willen. Wenn du dann immer noch davon überzeugt bist, dass dein Weg der richtige ist, dann bist du wenigstens in deiner engeren Heimat, wo du Freunde findest. Was hältst du davon?«

Brendan zögerte ein wenig, dann lenkte er ein. Als der O'Neill zum Aufbruch drängte, schloss er sich der Gruppe an. »Aber nur«, beeilte er sich zu sagen, »um noch einmal nachzudenken.« Andrew klopfte ihm im Vorübergehen auf die Schulter.

Geräuschlos glitten die Currachs über die ruhige See. Selbst die Edlen waren sich nicht zu schade, ab und an zu rudern, wenn die

Lage es erforderte, und so waren die Boote beim Morgenrauen schon weit an Portrush vorbeigefahren. Der O'Neill wusste, dass seine Frau in seinem Crannog bei Creeve auf ihn wartete, und dorthin lenkte er sein kleines Häuflein, das ihm immer noch die Treue hielt.

Der Crannog war lediglich ein kleiner runder Turm, der vom Land her ausschließlich bei Ebbe erreichbar war, und auch das nur, wenn man schnell genug ritt. Andrew und Rory nutzten den aufkommenden Wind aus Osten und setzten die Masten der Boote unter Segel. So kamen sie rasch vorwärts, und als sich der Tag seinem Ende zuneigte, wussten sie anhand der Küstenformation, dass sie nur noch wenige Meilen von Creeve entfernt waren. Sie unterstützten die geblähten Segel durch alle Ruder, die sie besaßen, und noch ehe sich vollkommene Dunkelheit über der See breitgemacht hatte, erkannten sie die Konturen des Crannogs.

Die Nacht war beinahe schon vorbei, als endlich alle Männer ein Lager gefunden hatten, und obwohl der Kapitän zur Eile drängte, war der O'Neill noch für eine letzte Rast. »Der Ritt zum Swilly wird anstrengend genug werden. Wir müssen den ganzen Tag und die halbe Nacht reiten, um dein Schiff zu erreichen. Das ist nicht zu schaffen, wenn nicht alle ausgeruht sind. Gönn' uns noch diesen einen ruhigen Tag und diese eine ruhige Nacht, und gleich in aller Frühe brechen wir auf. Dann sind wir am Morgen des Donnerstags bei deinem Schiff und am Freitag schon auf hoher See.« Dem Kapitän blieb nichts anderes übrig, als sich dem Wunsch des O'Neill zu fügen.

Der Tag war schnell angebrochen, und die Gefährten verbrachten seine ersten Stunden in stiller Kontemplation. So kurz vor der Abfahrt begannen sie zu erkennen, dass sie die Heimat möglicherweise für immer verließen. Solange sie in Dunluce ausgeharrt hatten, bestand noch Hoffnung, das Schicksal möge ihnen eine Wendung zum Guten bereiten, James würde sich besinnen und den O'Neill doch noch in seine angestammten Rechte einsetzen, denn immerhin hatte der gegen jene Frau gekämpft, die James'

Mutter heimtückisch ermordet hatte. Wenigstens auf ein überraschendes Ableben von Chichester mochte man gehofft haben.

Der O'Neill ließ sich den ganzen Tag über nicht blicken. Er hatte sich mit seiner Frau in den Crannog zurückgezogen, um ein letztes Mal ihre Gesellschaft zu genießen. Er war alt geworden in diesen Jahren, zählte seinen 58. Sommer, und umso schmerzlicher war die Trennung für ihn, wusste er doch, dass ihm seine Frau just im Alter fehlen würde, wenn er sie notwendiger denn je brauchen würde. Und als ob er an diesem einen Tag alles nachholen müsste, was er in den Jahren zuvor versäumt hatte, redete er den ganzen Tag lang ohne Unterbrechung auf sie ein. Rory, der einmal nach dem Rechten sehen wollte, sah sie am Feuer sitzen in der Innigkeit eines jungen Liebespaares, und der Schmerz rührte ihn an ob dieses Anblicks. Irland mochte für immer verloren sein, aber jetzt erst erkannte er, was dies für sie alle bedeutete. Was nunmehr folgen würde, war nur noch ein langes und endloses Schweigen wie das allmähliche Verglühen eines verbrannten Holzscheits in einem erkaltenden Kamin.

Als der Morgen graute, nahm der O'Neill von seiner Frau und ihrem Gesinde nach alter Gälensitte Abschied. Innig verabschiedete er sich von Garrett, seinem alten Diener, und wie es bei den Iren Brauch war, segnete er jedes Mitglied des Haushalts, ehe er auf sein Pferd stieg. Jemand sprach ein Gebet, und noch ehe die Hähne zu krähen begannen, sprengte das Grüppchen davon.

Am frühen Morgen des Donnerstags kam der Lough Swilly in Sicht. Bald schon erkannten sie das dort versteckte Schiff, von dessen Mast die französischen Banner wehten. Der Kapitän hatte also die Wahrheit gesprochen, die Zeit, welche der kleinen Gruppe noch auf ihrer Insel blieb, war nur mehr nach Stunden bemessen.

Der Kapitän eilte voraus und ließ sich von seinem Steuermann einen Lagebericht geben. Die Flut hatte man verpasst, jene während der Nacht würde sich als ungünstig erweisen, sodass man Freitagmittag segeln sollte. Diese Nachricht gefiel auch dem O'Neill und Rory, die beide noch auf Con warteten, von dem es



in Creeve geheißt hatte, er versteckte sich nahe Derry. Außerdem, so erklärte der Steuermann weiter, fehle es an Wasser und Proviant. Der O'Neill hoffte, die MacSweeneys von Fanad, einstmals enge Verbündete der O'Neills, würden ihnen diese Hilfe nicht verweigern, zumal sie als Gäste auf dem Land der MacSweeneys weilten. Der O'Neill schickte einen Boten aus, der jedoch bis zum Abend nicht wieder zum Schiff zurückkehrte. So erteilte er den Befehl, sich in den nahen Wäldern zu holen, was man für die Überfahrt brauchte. Andrew machte sich mit einer kleinen Gruppe auf, Wild zu jagen, welches in den ersten Tagen der Seereise als Nahrung dienen konnte. Er war noch nicht weit gegangen, als sie eines großen Hirschen ansichtig wurden. Andrew legte an und erlegte das Tier mit einem einzigen Schuss. Er ließ zwei der Männer zurück, den Hirschen zu versorgen und zum Schiff zurückzubringen. Ähnlich verfuhr er später mit zwei anderen Männern, die noch eine Hirschkuh an Bord brachten. So war seine Gruppe auf vier Mann zusammengeschrumpft, als plötzlich ein Pfeil Andrew nur haarscharf verfehlte. Sein Hintermann schrie auf, als ein zweites Geschoss sich in seinen Oberschenkel bohrte. Andrew fuhr herum und erkannte Cormac MacSweeney, den alten Raufbold und Säufer, der einen nach dem anderen ins Visier nahm.

Andrew sprengte den Hügel hinan, und noch ehe Cormac einen dritten Pfeil abfeuern konnte, hatte Andrew ihn erreicht. Er riss ihn nieder und hielt ihm seinen Dolch an den Hals. »Ist das die alte gälische Gastfreundschaft?«, herrschte er den struppigen Alten an.

»Ihr seid Gesetzlose. Also gelten die Bräuche für euch nicht«, keuchte MacSweeney. Wenn es für Andrew noch eines Beweises bedurft hätte, dass ihre Sache verloren war, hier hätte er ihn gefunden. Blitzschnell drehte er seinen Dolch in der Hand um und schlug den Knauf mit solcher Wucht auf MacSweeneys Schädel, dass dieser augenblicklich bewusstlos wurde. Andrew nahm die Rebhühner, die MacSweeney neben sich liegen hatte, und ordnete den Rückzug zum Schiff an. Dort war mittlerweile

genügend Wasser gesammelt worden, um eine Reise von drei Wochen gefahrlos zu überstehen. Mit dem Käse, den Rory aus dem Vorratslager der MacSweeneys gestohlen hatte, dem Brot, welches man in dem nahen Dorf erbettelt hatte, und dem Wild, das Andrew brachte, mochte man leidlich versorgt sein. Aus Sicherheitsgründen gingen alle an Bord, dort die letzten Stunden vor der Abfahrt verbringend. Mit der Crew zählte man 99 Mann, was Rory als gutes Omen wertete, würde Con damit doch der 100. Mann der Expedition sein. Und so stand Rory denn auch die ganze Nacht am Vorderdeck, hoffend, er werde Con sehen, wenn dieser aus dem Wald käme. Und wann immer Andrew während dieser Nacht aus dem Schlaf schreckte, stets sah er Rorys einsame Gestalt in die Ferne spähen. Was für ein Sinnbild, dachte er dann, ehe er wieder einschlummerte.

### III.

#### OLOMOUC

##### 1. Januar Anno Domini 1617

DIE ALTE BISCHOFSTADT Olmütz sah sich unsicheren Zeiten gegenüber. Der katholische Würdenträger hatte die Stadt unmittelbar nach dem Weihnachtsgottesdienst verlassen, und nur zwei Tage später war die habsburgische Garnison plötzlich und übereilt abgerückt. Die wenigen Katholiken, die in der Stadt geblieben waren, hielten sich bedeckt. Am 30. Dezember im Jahre des Herrn 1616 kam die Nachricht, dass Kaiser Matthias die böhmische Königskrone an Ferdinand übertragen wolle, weshalb die böhmischen Stände sich in Prag versammeln sollten. Doch in

Olmütz gab es niemanden mehr, den eine solche Nachricht berühren konnte. Die Burg lag leer und verlassen da, und die Kaufmannschaft, die mehrheitlich den Lehren Luthers und Zwinglis folgte, überlegte, die Domkirche für die eigenen Zwecke in Dienst zu nehmen. Wie, so fragten sie unter sich, konnte man das neue Jahr würdiger begehen als mit einem eigenen Festgottesdienst in der größten Kirche der Stadt? Und so schmiedete man am Silvestertag eifrig Pläne, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Nach der am 29. Dezember erfolgten Flucht des katholischen Bürgermeisters waren die verbliebenen Stadtedlen übereingekommen, einen betagten Tuchhändler protestantischen Glaubens zum provisorischen Stadtoberhaupt zu ernennen, und dieser wurde von mehreren Seiten aufgefordert, die Predigt am Neujahrstag zu halten. Doch der Mann kannte seine Grenzen, und so hob er zu sprechen an: »Ihr wisst«, sagte er seinen Vertrauten, »ich bin kein Mann großer Worte. Und für eine derartige Aufgabe braucht es einen, der zu sprechen versteht. Ich schlage daher Pavel Černý vor, den Lehrmeister unseres Kollegiums.«

In der Tat hatte er damit eine gute Wahl getroffen, wie allgemein anerkannt wurde. Černý war im Jahre des Herrn 1583 in der Stadt geboren worden und im Jahre 1600 nach Prag gegangen, um an der Karlsuniversität zu studieren. Er hatte dort seinen Magister Philosophiae erworben, um hernach nach Wittenberg zu ziehen, wo er Theologie studierte und abermals einen akademischen Grad erwarb. Ende 1606 war er in seine Heimatstadt zurückgekehrt, wo er bald als wahrer Schriftgelehrter anerkannt war. Er kannte die Bücher Luthers, Melancthons und Zwinglis und wusste sogar Thomas Müntzer und Jean Calvin zu zitieren. Jeder meinte, er wäre der geeignete Professor für die Olmützer Universität, doch ob seines Glaubensbekenntnisses musste er sich damit bescheiden, sein Auslangen als Privatlehrer zu finden, den Kindern der protestantischen Familien Unterricht erteilend.

Allgemein galt er als überaus zurückhaltend, zumal er selten sprach und sich nur äußerst ungerne in der Öffentlichkeit zeigte. Wenn er einmal in den Straßen von Olmütz gesehen wurde, dann

fiel er freilich sofort auf ob seiner enormen Größe von mehr als sechs Fuß. Er hatte einen üppigen schwarzen Vollbart und trug sein ebenfalls schwarzes Haar lang und offen. Auch seine Hände galten allgemein als erstaunlich groß und beinahe klobig, und doch verstand er es, eine derart feine Feder zu führen, dass manche Leute meinten, an ihm sei ein Maler verloren gegangen. Obwohl Černý nun schon 33 Jahre zählte, war er unverheiratet und wohnte allein in dem kleinen Haus am Ende des Burgwalls, in dem er einst geboren worden war. Es war allgemein bekannt, dass er niemandem die Tür wies und oftmals Bedürftigen Nahrungsmittel zukommen ließ. Ein Mann mit einem derart vorbildlichen Lebenswandel musste einfach der Richtige sein, am Neujahrstag die Kanzel zu besteigen.

Und so machte sich der Tuchhändler gemeinsam mit dem Tischler und dem Sattler trotz der späten Stunde auf, Černý in seinem Haus einen Besuch abzustatten. Sie pochten an die schwere Eichentür und hörten fast augenblicklich ein »Ich komme sofort« aus dem Raum. In der Tat stand Černý wenig später leibhaftig vor ihnen. Als er seiner Gäste gewahr wurde, bat er sie umgehend herein und wies ihnen die einzigen Stühle zu, die sein Haus aufzuweisen hatte. Die drei Stadträte nahmen Platz, und während sich Černý bemühte, ihnen etwas aufzuwarten, sahen sie sich verstohlen in dem Haus um.

Es war offensichtlich, dass Černýs Behausung nur aus zwei Räumen bestand, die sich übereinander befanden. Durch einen Einlass in der Decke erreichte man über eine simple Holzleiter den Schlafraum, während zu ebener Erde der Wohnraum eingerichtet war. Černý hatte eine Art Ofen, eine Herdstelle, einen wackeligen Tisch und genau drei Sessel. Ansonsten befand sich in dem Raum nur ein überbordendes Regal, das unter der Last unzähliger Bücher fast zusammenzubrechen drohte. Während Černý bemüht war, Speck und Brot zu richten, erhob sich der Tuchhändler und ging zu den Büchern hin, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Die meisten Verfasser sagten ihm rein gar nichts, und er hätte nicht sagen können, ob es sich bei ihnen

um Ketzer oder um Heilige handelte. Die meisten Bücher trugen lateinische Titel, die er nicht verstand, doch einige waren sogar in einer fremden Schrift, die er einmal weit im Osten auf den Ikonen jener gesehen hatte, die sich selbst Pravoslawen nannten und dem russischen Zaren untertan waren. »Was ist das für eine Sprache?«, fragte er denn Černý, der eben mit einem Tablett voll mit Speisen zum Tisch zurückgekehrt war.

»Das ist Griechisch, edler Meister. Die Sprache, auf welcher die lateinische Welt aufbaute. Ich habe sie in Wittenberg gelernt, wo der große Melanchthon sich um ihre Wiederentdeckung verdient gemacht hat.«

»So, so«, entfuhr es dem Tuchhändler, »ist dieser Melanchthon selbst ein Grieche?«

»Nein, er war ein Deutscher. Aber es ist lustig, dass Ihr es erwähnt, denn er nannte sich in der Tat nach der griechischen Entsprechung seines deutschen Namens. Nun aber lasst uns nicht länger über Bücher sprechen. Setzt Euch wieder, edler Herr, und langt zu. Ich kann nichts Besonderes bieten, aber es kommt von ganzem Herzen. Und angesichts der späten Stunde ist dies wahrscheinlich Eure letzte Gelegenheit, in diesem Jahr den Magen zu füllen.«

»Das ist wahr«, lachten die anderen und griffen zu.

Nachdem sich alle gestärkt hatten, und der Krug mit dem Apfelmost bis zur Neige geleert war, fragte Černý nach dem Begehrt der Herren. »Nun«, so sagte er, »was verschafft mir die Ehre solch hohen Besuchs? Es werden kaum Neujahrswünsche sein, die Ihr um diese Tageszeit überbringen wollt.«

»Nun ja«, antwortete der Tuchhändler, »um ehrlich zu sein, mit dem neuen Jahr hat es schon zu tun. Wir wollen am morgigen Tag ein Hochamt nach unserem Ritus in der Domkirche abhalten und wir dachten daran, Euch zu bitten, uns bei dieser Gelegenheit eine kleine Rede zu halten. Was sagt Ihr?«

»Ich? Eine Rede? Wer bin ich denn, dass mir eine solche Ehre zuteilwerden soll?«

»Macht euch nicht kleiner, als Ihr seid, Meister Černý. Wir wissen, dass Ihr an den Universitäten von Prag und Wittenberg

höchste Würden erlangt habt. In Brandenburg wäret Ihr längst Rektor oder vielleicht sogar fürstlicher Rat. Niemand unter uns ist so belesen und so wortgewandt wie Ihr. Die Gemeinde ist verunsichert, weiß nicht recht, wie sie die jüngsten Entwicklungen deuten soll. Sie braucht jemanden, der sie leitet, der ihr die Richtung weist. Wem von uns sollte Derartiges besser gelingen als Euch, der Ihr in der Welt herumgekommen seid? Es heißt, wir bekommen bald einen neuen König, und wie Ihr wisst, hat der alte noch nicht die Versprechen eingelöst, die den Vertretern unseres Glaubens zugesichert wurden. Der neue, so sagt man, soll ein halber Spanier sein, und mit ihm kommt die ganze Inquisition nach Prag. Die Leute fürchten, dass sie um ihres Glaubens willen verfolgt werden. Gleichzeitig sind die Katholischen vor ein paar Tagen alle aus der Stadt geflüchtet. Ihr seht, es herrscht Verwirrung und Unsicherheit. Mögt Ihr nicht Klarheit schaffen?«

»Wie sollte ich das vermögen? Ihr wisst so gut wie ich, dass ich die Stadt seit zehn Jahren nicht verlassen habe. Ich weiß auch nicht mehr als Ihr, um ehrlich zu sein, sogar weit weniger.«

»Aber«, so meinte nun der Tischler, »Ihr seid bewandert in der Schrift. Ihr könnt uns sagen, wie wir uns als gute Christenmenschen zu verhalten haben. Stärkt die Menschen im Glauben, dann werden sie die zukünftigen Prüfungen auch leichter bestehen können.«

»Gute Christenmenschen wollt Ihr haben?« Černý blickte dem Tischler lange in die Augen, »ich kann Euch sagen, was die Pflichten eines Christenmenschen sind. Aber seid Ihr sicher, dass die Bürger dieser Stadt das auch hören wollen? Denn offen gesagt, nicht alle halten sich hier an die Gebote der Schrift.«

»Das ist wahr«, beeilte sich der Sattler, »aber scheut Euch nicht, uns allen ins Gewissen zu reden. Gerade die heutige Zeit braucht ein offenes Wort. War es nicht Meister Luther höchstselbst, der ein paar überaus unangenehme Wahrheiten seinen Zeitgenossen ins Gesicht schleuderte? Nur die Besserung macht den guten Menschen. Und wenn Ihr uns anleitet, dann können wir uns alle bessern.«

Černý wiegte seinen Kopf hin und her. Dann sagte er nach einem Moment des Nachdenkens: »Ich komme Eurer Bitte gerne nach. Aber sagt hernach nicht, ich hätte Euch nicht gewarnt. Wenn ich spreche, dann sage ich, was ich denke. Ob es nun gefällt oder nicht.«

»Wir sind ja keine Katholischen«, lachte der Tuchhändler, »tut, wie Ihr beliebt. Es kann nur zum Wohl der Gemeinde sein.«

»Gut«, meinte daraufhin Černý, »so sei es denn. Lasst uns den genauen Ablauf besprechen, während ich noch einen Krug Most hole.«

Die Gruppe steckte noch lange die Köpfe zusammen, und aus einem Gespräch zur Vorbereitung eines Gottesdienstes wurde bald eine theologische Diskussion, in der schließlich Černý die anderen ermahnen musste, die Zeit sei schon so weit fortgeschritten, dass sie ihn nun alleine lassen müssten, wenn sie noch vor Mitternacht bei ihren Lieben sein wollten, um mit ihnen das neue Jahr zu begrüßen. Dies war nun freilich ein Argument, dem sich niemand verschließen wollte, und so wünschte man sich allerseits ein glückliches und gesegnetes neues Jahr, ehe jeder der Gäste zu seinem eigenen Herd aufbrach. Černý blieb allein zurück und setzte sich, nachdem alle gegangen waren, wieder an seinen Tisch und begann, sich Gedanken über jene Rede zu machen, die er am folgenden Tag halten sollte.

Die eisige Kälte ließ ihn erwachen. Er war an seinem Küchentisch über der Bibel eingeschlafen. Und er hatte keine Ahnung, wie spät es war. Draußen herrschte noch tiefe Finsternis, und dennoch verspürte er eine gewisse innere Unruhe, die ihn davon abhielt, nach oben in sein Bett zu gehen. Er stand auf, ging zum Herd und stellte ungeachtet der frühen Stunde eine Brühe zu, rieb sich über den Flammen die Hände und memorierte nochmals die letzten Sätze seiner Predigt, die ihm durch den Kopf gegangen waren, ehe er offenbar eingeschlafen war. Während die Brühe vor sich hinbrodelte, nahm er seine Notizen zur Hand, betrachtete sie und begann wie selbstverständlich, sie zu ergänzen und auszubauen. Vom Buchregal nahm er Luthers »Freiheit« und blät-

terte darin, um geeignete Zitate zu finden. Irgendwann sagte ihm der nachhaltige Kohlduft, dass seine Brühe nun essbar war, und er nahm sie beiläufig zu sich, während er sich weiterhin ganz mit seinem Text beschäftigte. Er machte einen Entwurf, verwarf ihn, begann von Neuem, und er ertappte sich dabei, während seines gesamten Studiums nie so nervös gewesen zu sein wie in dieser Stunde, da er meinte, seine gesamte weitere Entwicklung hänge von diesem einen Neujahrstag ab.

Unmerklich, beinahe schüchtern drangen die ersten Anzeichen des neuen Tages in seine Stube, während das Feuer im Herd fast völlig niedergebrannt war. Ein Blick auf die Feuerstelle bedeutete ihm, dass kein Holz mehr im Hause war, und so trat er in die eisige Morgenluft dieses ersten Januars und versorgte sich mit dem nötigen Brennmaterial. Er wärmte sich zur Feier des Tages ein wenig Kuhmilch, die er in einen Becher goss. Dann richtete er seinen Stuhl zum Fenster aus, und während er die warme Milch in kleinen Schlucken zu sich nahm, verfolgte er durch das Fenster das Werden des neuen Tages.

Er musste wohl nochmals eingnickt sein, denn als die Glocken zur Messe riefen, konnte er sich nicht mehr daran erinnern, was er getan hatte, nachdem die Milch ausgetrunken war. Nun stand er auf, wusch sein Gesicht und seinen Nacken, zog sich ein frisches Wams an und machte sich mit großen Schritten auf zur Kirche, dabei im Geiste die wesentlichen Punkte seiner Predigt noch einmal durchgehend.

Vor der Kirche traf er auf die lokalen Honoratioren, die ihm aufmunternd auf die Schultern klopfen. Er erntete anerkennendes Nicken und aufmunternde Begrüßungen. Selbst der Pastor näherte sich ihm mit deutlichen Anzeichen von Ehrfurcht. Und Černý konnte nicht umhin, sich geschmeichelt zu fühlen. Die Gruppe der Stadträte geleitete Černý quer durch das mächtige Kirchenschiff nach vorne vor den Altar, wo noch vor der ersten Reihe ein mächtiger Stuhl aufgestellt worden war. Dort hieß man ihn, sich zu setzen. Černý war ob seiner exponierten Lage ein wenig verunsichert und fühlte allzu viele Blicke auf sich gerich-



tet. Trotz der klammen Kälte meinte er zu schwitzen, und instinktiv fuhr er sich mit der rechten Hand über die Stirn. Sein Mund schien mit einem Mal ausgetrocknet zu sein, und nur zu gerne hätte er einen Krug Apfelmost hinuntergestürzt, um seinen plötzlichen Durst zu löschen. Nur am Rande nahm er wahr, dass der Pastor nun mit seinen Messdienern zum Altar schritt. Instinktiv erhob sich Černý, der den Ausführungen des Priesters nicht zu folgen vermochte. Er war vollauf damit beschäftigt, sich selbst zu beruhigen. Er musste daran denken, dass er in Wittenberg einst vor 300 Studenten gesprochen und dass er in Prag vor einer Volksmenge eine Rede gehalten hatte, die die Zahl der Köpfe der hiesigen Gemeinde um ein Vielfaches überstiegen hatte. Du kannst das, sagte er sich, doch die Jahre der Zurücksetzungen und Demütigungen, der Verfolgung und der Missgunst waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen, wie Černý sich jetzt eingestehen musste. Seit Jahren hatte er vor nicht mehr als fünf Personen seinen Mund geöffnet, und die große Zeit seiner Lehr- und Wanderjahre schien mit einem Mal unendlich weit zurückzuliegen. Er fühlte sich von einem heftigen Nervenfieber befallen und war heilfroh, als er sich wieder setzen durfte, da die Begrüßung vorüber war. Seine Hände krampften sich in die Armlehnen seines Stuhles, und durch heftiges Aus- und Einatmen versuchte Černý, sich zu beruhigen. Wenn du erst einmal da draußen stehst und zu reden beginnst, dann wird deine Nervosität wie weggeblasen sein. Du wirst nur noch Gottes Wort verkünden, und der Herr wird es nicht zulassen, dass du just in einem solchen Augenblick wankend wirst. Vertraue auf Gott und erinnere dich daran, was du einstmals schon zuwege gebracht hast. Mit diesen Worten bemühte sich Černý abermals um innere Ruhe, und in der Tat, als sein Blick den Priester erfasste, der eben die Lesung beendet hatte, spürte er, wie seine Kräfte allmählich zurückkehrten.

Und dies war wahrlich nicht verfrüht, denn eben erhob sich die Gemeinde, die frohe Botschaft zu vernehmen. Der Pastor hatte eine gefällige Passage aus dem Johannesevangelium ausgewählt, für die alle am Ende lautstark dem Herrn Dank sagten. Nun trat

der Geistliche einen Schritt zurück, und eine leichte Verbeugung in seine Richtung bedeutete Černý, dass nun die Reihe an ihm war. Er erhob sich und legte bedächtig und behutsam die zehn Schritte zum Altar zurück. Er beugte sein Knie und bekreuzigte sich. Dann wandte er sich zur Gemeinde um und sagte laut und vernehmlich: »Der Friede sei mit Euch!«

Die Gemeinde dankte ihm. Černý atmete tief durch und ließ seinen Blick durch das Gotteshaus schweifen. Da und dort erklang ein unterdrücktes Hüsteln, was niemanden verwundern mochte ob der Kälte, die Olmütz schon seit November unerbittlich in ihren Klauen hielt. Černý schloss für einen Moment die Augen und rief sich seinen Text nochmals ins Gedächtnis.

»Vielen erscheint der christliche Glaube als etwas Leichtes«, sagte er dann, um gleich eine kleine Pause zu machen. »Das tun sie, weil sie ihn nie zu erproben versucht haben. Noch haben sie jemals seine enorme Kraft verspürt. Wer seiner aber teilhaftig geworden ist, irgendwann in Bedrängnis, in Not oder in Verzweiflung, der wird nie mehr aufhören, über den Glauben nachzudenken, über ihn zu reden oder zu schreiben. Er wird begierig über ihn hören wollen, denn der Glaube ist eine lebendige Quelle, die direkt in das Meer des ewigen Lebens einmündet.«

Černý sah das gefällige Nicken aus den Bänken, befeuchtete seine Lippen und fuhr fort: »Obwohl ich mich in derlei Erfahrungen keines Reichtums rühmen kann und höchstens über ein äußerst bescheidenes Rüstzeug verfüge, hoffe ich doch inständig, ein paar Tropfen dieses Glaubens hier vergießen zu können.«

Černý räusperte sich und atmete abermals tief ein. Nun kam der zentrale Teil seiner Rede. »Ich möchte daher zwei Thesen meiner Predigt voranstellen. Erstens: Ein Christenmensch ist völlig frei und niemandes Untertan. Zweitens: Ein Christenmensch ist ein völlig dienstbarer Knecht und jedermanns Untertan.«

Černý machte eine kleine Pause, um die Wirkung seiner Worte zur Entfaltung gelangen zu lassen. Aufmerksam blickte er in die Gesichter der Oberen der Gemeinde, auch, um an ihren Mienen abzulesen, ob sie diese Sätze kennen mochten, die aus einer

Schrift Meister Luthers stammten. Doch seitdem der Eislebener sein »Traktat von der christlichen Freiheit« publiziert hatte, waren fast 100 Jahre ins Land gezogen. Zudem hatte Meister Luther dieses Werk nur in lateinischer und in deutscher Sprache drucken lassen, die den hier versammelten Olmützern kaum geläufig war, sodass sich Černý leidlich sicher sein konnte, der Gemeinde eben etwas für sie völlig Neues verlautbart zu haben. Und tatsächlich meinte er, an den erstaunten Gesichtsausdrücken der Gemeinde zu erkennen, dass der Sinn seiner Worte sie eben berührt hatte.

»Obgleich diese Sätze«, fuhr Černý also fort, »sich zu widersprechen scheinen, so wird sich ihr Zusammenhang alsbald erhel- len, wenn ich erst einmal dargelegt haben werde, wie sie miteinander vereinbar sind. Zunächst einmal: Beide Sätze stammen von Paulus selbst, sagt er uns doch im ersten Korintherbrief: ›Obwohl ich frei bin, habe ich mich zum Knecht aller gemacht.‹ Und im Römerbrief heißt es: ›Ihr sollt niemandem zu etwas verpflichtet sein, außer in der Liebe zueinander. Die Liebe ist nun ihrer Natur nach dienstbereit, pflichtbewusst und willfährig.«

Černý sah an den angestregten Gesichtern der Gläubigen, dass er sie mit seinen Ausführungen zu überfordern drohte. Abermals räusperte er sich, ehe er weitersprach: »Damit wir es besser und tiefer verstehen, was Paulus uns mit seinen Worten sagen will, muss ich vorausschicken, dass der Mensch von einer zweifachen Natur ist, von der leiblichen einerseits und von der geistlichen andererseits. Nach seiner Leiblichkeit heißt der Mensch äußerer alter Mensch, nach seiner Geistlichkeit, die wir auch Seele nennen, heißt er innerer neuer Mensch. Denn es ist, wie der Apostel sagt: ›Mag auch unser äußerer Mensch verfallen, der innere wird von Tag zu Tag erneuert.‹ Daraus ergibt sich ein Widerstreit im Menschen, ringen doch Fleisch und Seele ein ums andere Mal um die Oberhand. Für uns Christenmenschen ist dabei völlig klar, dass nur der innere Mensch, der Zustand der Seele, von Belang ist. Denn was nützte es einem Menschen, wenn er die Welt gewönne und dennoch Schaden nähme an seiner Seele, wie es in der Schrift heißt. Was nützte es«, schoss Černý nun einen Argumentations-

pfeil wider den katholischen Klerus ab, »wenn der Leib in die heiligsten Gewänder gekleidet ist, sich an heiligen Stätten aufhält, sich zum Gebet sammelt oder die Fastengebote befolgt, wenn all dies ohne inneren Antrieb, ohne innere Bereitschaft geschieht. In derlei Verrichtungen kann sich jeder Gottlose üben, selbst der Muselmane könnte sie nachäffen! Ohne den inneren Willen kommt nur ein Heuchler dabei heraus. Das macht die Seele nicht frei, das macht den Menschen nicht gerecht.«

Nun hatte Černý sein Publikum gefesselt. Die letzten Sätze waren leicht nachzuvollziehen, noch leichter war es, ihnen zuzustimmen. Jeder der hier Versammelten hatte die katholischen Bischöfe und Priester gesehen, wie sie sich mit Gold behängten, ihre Messgewänder mit Edelsteinen besetzen ließen, dass man die ganze Gemeinde lange Zeit vom Ertrag dieses Schmucks hätte ernähren können. Jeder wusste, dass der katholische Klerus die Fastenregeln so auslegte, dass er sich in der Karwoche an Ottern und Bibern laben konnte, was ein aufrechter Christenmensch sich nicht einmal in der Heiligen Nacht zu leisten vermochte. Jeder hatte gehört, wie die katholischen Kardinäle sich in prunkvollen Karossen auf Wallfahrt begaben, sodass ihre einzige Mühsal in der mitunter mangelhaften Federung ihrer Kutschen bestand. Ja, »Heuchler« war noch ein viel zu mildes Wort für derlei gottloses Treiben! Und so riefen nach der üblichen Sitte nicht wenige an dieser Stelle ein lautes Amen.

Černý setzte fort: »Vielmehr wird es der Seele nichts schaden, wenn der Mensch gewöhnliche Kleidung trägt, isst und trinkt und betet ohne dramatische Geste, sondern nach bestem Wissen und Gewissen – und zwar, wo immer ihm nach einem Zwiegespräch mit dem Herrn ist. Kurz, um die Seele ist es weit besser bestellt, wenn der Mensch sich all der Emphase enthält, in der sich die Heuchler gefallen, jetzt und immerdar.«

Wieder unterbrachen den Redner mehrere Amen.

»Vielmehr soll uns gewiss sein: Die Seele kann alles entbehren außer das lebendige Wort Gottes. Wie heißt es bei Meister Luther? Ohne dieses ist ihr mit überhaupt keiner Sache zu

helfen. Hat sie aber das Wort, so ist sie reich und bedarf weiter nichts. Denn das Wort«, und dabei hob Černý dramatisch den rechten Zeigefinger, »ist das Leben, ist Wahrheit und Licht, ist Frieden und Gerechtigkeit, ist Heil und Herrlichkeit, ist Gnade und – Freiheit.« An dieser Stelle kehrte Černý zum Beginn seiner Predigt zurück: »Wer das Wort hat, ist frei, ist niemandes Untertan. Doch ehe ihr nun innerlich befriedigt seid und euch weise dünkt, so sei euch gesagt, dass euch durch das Wort auch eine Verpflichtung auferlegt ist. In Psalm 107 heißt es: ›Und er sandte sein Wort und machte sie gesund und errettete sie.‹ Ihr, Brüder, habt das Wort. Es ist mit euch. Aber ihr müsst es auch verbreiten. Im Geiste der Liebe, die dienstbereit und pflichtbewusst ist. Denn wer das Wort hat, ist dienstbarer Knecht und jedermanns Untertan.«

Černý schaute auf. Ohne Frage war er am wesentlichsten Punkt seiner Predigt angelangt. »Es geht also um die Verbreitung des Wortes, ihr Brüder. Christus predigen heißt, sein Wort verkünden. Christus predigen heißt aber auch, die Seele gesund zu machen und zu befreien. Denn was ist der Glaube anderes als der sinnvolle, wirksame und heilende Gebrauch von Gottes Wort? Wenn du mit deinem Munde bekennt, dass Christus der Herr ist, und mit deinem Herzen glaubst, dass er von den Toten auferstanden ist, wirst du gerettet werden. Der Gerechte, so heißt es im Römerbrief, lebt aus seinem Glauben. Deshalb, meine Lieben, seid dankbar für die göttliche Gnade und erkennet, damit ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangt. So lasset es uns halten, jetzt und immerdar. Amen.«

Černý schallte ein hundertfaches »Amen« entgegen, und um seinen Mund zeigte sich ein scheues Lächeln. Die leuchtenden Gesichter der Gläubigen zeigten ihm, dass seine Rede ihre Wirkung nicht verfehlt hatte. Er ging zu seinem Stuhl zurück, nachdem er sich zuvor vor dem Pastor verneigt und sodann vor dem Altar auf die Knie gegangen war, in der Gewissheit, seine Aufgabe mit Anstand und Bravour erledigt zu haben.

Den Rest des Gottesdienstes erlebte Černý nur schemenhaft

mit. Er stand auf, wenn es die Gemeinde tat, sagte »Amen«, wenn es aus den Kehlen der Gläubigen kam, und bekreuzigte sich, wenn auch die anderen das Kreuzzeichen machten. Die Anspannung, die ihn vor seiner Rede geplagt hatte, kam wieder zurück, jetzt, da er sich nicht mehr auf jedes seiner Worte konzentrieren musste. Er vermochte nicht zu sagen, ob er wirklich gut gesprochen hatte, wiewohl er doch meinte, viel Zustimmung in den Gesichtern der Gemeinde gesehen zu haben. Eigentlich, so fühlte er tief in seinem Inneren, war er gar nicht mehr in der Lage, dem Gottesdienst zu folgen, er war nicht mit ganzer Seele bei der Sache und beging damit in Wahrheit just jene Sünde, die er eben selbst noch angeprangert hatte. Doch konnte man es ihm verdenken? Er hatte gerade eine wahrhafte Bewährungsprobe zu bestehen gehabt, und Derartiges konnte einem nicht leichtfallen, wenn man daran nicht gewöhnt war, sich den anderen mitzuteilen. So war es wohl legitim, begierig darauf zu warten, was die Stadträte und die Gemeindeoberen nach dem Gottesdienst zu ihm sagen würden, ob sie zufrieden waren mit seinen Ausführungen oder ob sie Vorbehalte vorbringen würden. Černý wusste nicht mehr, wie er noch still sitzen sollte, am liebsten wäre er aufgesprungen und aus dem Dom gelaufen, um vor der Kirche abzuwarten, welches Urteil die Gemeinde über seine Rede fällte. Sein Blick wanderte die gotischen Säulen hinan, die das Mittelschiff des Wenzelsdoms von den beiden Seitenschiffen trennte, und er beschloss, sich auf die Kunstfertigkeit der alten Meister zu konzentrieren, um nicht länger hoffärtig über die eigenen Qualitäten nachzusinnen.

Endlich, so wurde ihm nach einer guten Weile bewusst, kam der Pastor zum Schlussgebet. Die Gemeinde nahm die Benediktion in Dankbarkeit entgegen, und ein einfacher Gesang kündete nunmehr vom Ende des Gottesdienstes. Die Gläubigen bekreuzigten sich nochmals, verbeugten sich vor dem Altar und wandten sich dann dem Ausgang zu. Černý zwang sich dazu, noch eine Weile sitzen zu bleiben, um es schließlich den anderen gleichzutun. Er fiel vor dem Hochaltar auf die Knie, verharrte in einem kurzen Gebet und strebte dann ebenfalls aus dem Gebäude.

Am Vorplatz des mächtigen Kirchenbaus warteten bereits der Bürgermeister, der Pastor und die Stadträte auf ihn. Černý versuchte, in ihren Gesichtern abzulesen, was sie über seine Predigt dachten. In wenigen Augenblicken würde er es ohnehin wissen, sagte sich Černý, atmete noch einmal tief durch und trat dann zu der versammelten Runde der Honoratioren.

»Ihr habt uns heute ein sehr erbauliches Traktat referiert, Meister Černý«, begann der Bürgermeister, dabei eifriges Nicken der ihn umstehenden Stadträte erntend.

»Das ist wahr«, beeilte sich der Pastor hinzuzufügen, »Ihr seid ein wahrlich aufrechter Christenmensch, Meister Černý, der sich auf das Wort Gottes trefflich versteht.«

»Das ist zu viel der Ehre«, wehrte Černý dieses Lob ab, »ich habe mich lediglich bemüht, meine Brüder und Schwestern in ihrem Glauben zu festigen, so gut ich es mit meinen bescheidenen Mitteln vermag.«

»Eure Mittel sind alles andere als bescheiden«, fuhr der Bürgermeister fort, »ich sehe, dass Euer Ruf, ein gelehrter Mann zu sein, mehr als nur zu Recht besteht. Wir alle können von Euch eine ganze Menge lernen, denke ich. Mit der Ausnahme des verehrten Herrn Pastors vielleicht.« Bei den letzten Worten verbeugte sich der Bürgermeister leicht in die Richtung des Gottesmannes, doch dieser hob sofort die Hände zu einer abwehrenden Geste. »Wer wäre ich, mir anzumaßen, ich könnte nichts mehr hinzulernen«, sagte er leise.

»Was meint Ihr«, richtete der Bürgermeister seine Rede wieder an Černý, »würdet Ihr uns die Ehre geben, uns zum Rathaus zu begleiten, um dort aus Anlass des Tages eine kleine Mahlzeit mit uns einzunehmen? Ich vermute, Eure Predigt hat bei vielen einige Fragen aufgeworfen, deren Antworten uns die Einsicht in den wahren Glauben noch vertiefen könnte. Ich meine, im Namen aller sprechen zu können, wenn ich Euch bitte, bei dieser Gelegenheit uns für ein lehrreiches Gespräch zur Verfügung zu stehen.«

Černý blickte in die fragenden Gesichter der ihn umringenden Stadtväter und nickte dann lächelnd. »Ich nehme diese Ein-

ladung freudig an und hoffe, Euren Wissensdurst befriedigen zu können, wobei ich jetzt schon inständig um Nachsicht bitte, da sich auch mein Wissen nur allzu schnell als äußerst begrenzt erweisen wird.«

»Nur keine falsche Bescheidenheit, Meister Černý. Ich bin sicher, Ihr habt noch eine ganze Menge Erbauliches zu sagen.«

»Ich danke Euch für Eure Güte.«

»Wohlan denn, lasst uns zum Rathaus gehen. Diese Kälte hier wird mir allmählich zu ungemütlich.« Eilig strebte die Gruppe dem Oberen Platz zu, welcher schon seit Jahrhunderten als Hauptplatz der Stadt fungierte. Die vier Seiten des unregelmäßigen Vierecks säumten kleine Bürgerhäuser, in denen die Vornehmsten der Stadt ihre Wohnung gehabt hatten. Naturgemäß waren dies keine Protestanten gewesen, und so standen nun auch hier etliche Gebäude leer, da die protestantische Gemeinde noch zögerte, sie für eigene Zwecke in Verwendung zu nehmen. In der Mitte des Platzes, der selbst für eine Stadt wie Olmütz enorme Ausmaße hatte, befand sich das Rathaus, von dem Černý wusste, dass es schon von König Ottokar II. erbaut worden war, der vor dreieinhalb Jahrhunderten als Erster den Tschechen Gefühle von Stolz und Selbstbewusstsein gegeben hatte, lange bevor Meister Jan Hus das Volk mit seinen Reden neuerlich aufgerüttelt hatte. Hinter vorgehaltener Hand erzählten sich zwar widerspenstige Geister, dass jenes Rathaus noch keine 200 Jahre an jenem Platz stand und zudem vorher einem reichen Kaufmann gehört hatte, doch jene Spottreden entstammten nur dem Geist der österreichischen Herren, welche das Volk der Tschechen kleinhalten und seine Verdienste schmälern wollten. Der imposante Laubengang, die Ehrfurcht gebietende Gemeindegalerie und der weithin sichtbare Uhrturm waren das Ergebnis tschechischer Baukunst, die so unsterbliche Monumente geschaffen hatte wie den Veitsdom in Prag oder die Kathedrale von Brünn. Da mochten die Deutschen hundertmal mit Wien und Köln prahlen, die Tschechen standen ihnen um nichts nach.

Der Bürgermeister beschritt die Außentreppe und begab sich so auf direktem Weg in den ersten Stock des Gebäudes, wo sich



die große Halle befand. Unmittelbar davor lagen die Wohnung des Bürgermeisters und seine private Amtsstube, während die offizielle Kanzlei im Erdgeschoss untergebracht war, sodass die meisten Bürger die Prunkräume des Rathauses nicht zu Gesicht bekamen. Auch Černý konnte sich nicht erinnern, jemals in diesen Teil des Rathauses vorgedrungen zu sein. Gleich nachdem der Letzte der Gruppe eingetreten und die Tür wieder geschlossen worden war, ergriff der Bürgermeister eine dort bereitstehende Glocke und läutete nach der Dienerschaft. Diese erschien auch prompt und nickte dienstbeflissen, als sie den Wunsch des Bürgermeisters vernommen hatte, ein Mahl für sieben Personen im Speisezimmer aufzutragen. Mit einer ausladenden Geste der rechten Hand bedeutete der Bürgermeister seiner Gesellschaft, ihm in die Halle zu folgen.

Černý blieb dabei nicht verborgen, dass diese offenbar im Laufe der letzten Wochen ein wenig gelitten hatte. Der katholische Vorgänger des jetzigen Stadtoberhauptes war bestrebt gewesen, Olmütz nicht ohne Habe zu verlassen, und so waren eilig Teppiche, Tapisserien, diverse Leuchter und sonstiger Zierrat, der sich zuvor hier befunden haben mochte, dem Gepäck des Fliehenden zugeschlagen worden. Dementsprechend präsentierte sich der große Raum kahl und leer, doch trotz der daraus resultierenden Ärmlichkeit konnte man ihm eine gewisse Würde nicht absprechen. Černý blickte sich um und ermaß die Erhabenheit, die dieser Saal ausstrahlen musste, wenn er nicht all seines Schmuckes beraubt wäre.

Doch Černý blieb keine Zeit zum Grübeln. Die Stadtväter und der Pastor, denen diese Halle nichts Neues war, hatten sie bereits durchquert und drohten, aus Černýs Sichtfeld zu verschwinden. Eilends folgte er ihnen und erreichte den Anschluss an die Gruppe just in jenem Moment, da der Bürgermeister das Speisezimmer betrat, in welchem einige Dienstboten geschäftig Gedecke auflegten.

In der Mitte des Raumes befand sich ein schwerer Eichentisch, um den acht Stühle gotischen Stils gruppiert waren. Hoch und,

wie Černý fand, unbequem. Doch war es wohl auch nicht ihre Funktion, zu langer Behaglichkeit einzuladen. Hier sollte vielmehr nur gegessen werden, um sich sodann wieder den Geschäften des Tages zuzuwenden. Muße mochte man am Abend in der heimischen Stube finden. Dieser Ort galt dem christlichen Tagewerk und nicht dem eitlen Müßiggang.

Der Bürgermeister nahm den Platz an der Stirnseite des Tisches ein und wies dem Pastor den Stuhl ihm gegenüber zu. Drei Stadträte platzierten sich entlang der rechten Tischseite, während der vierte und Černý sich auf die linke Seite verfügten. Der Stadtrat nahm dabei den Stuhl zur Linken des Bürgermeisters ein, Černý jenen zur Rechten des Pastors, während der in der Mitte frei blieb.

Černý hatte sich kaum gesetzt, als ein weiterer Domestik einen Kessel hereintrug. Mit einem Schöpflöffel verteilte er dessen Inhalt auf die Teller. Es handelte sich um eine mit Mehl eingedickte Grütze, zweifelsfrei nicht sonderlich schmackhaft, aber fraglos nahrhaft und sättigend. Der Pastor sprach ein kurzes Tischgebet, dann fingen alle zu essen an, während der Bürgermeister einige Scheiben Brot abschnitt und den an der Tafel Versammelten reichte.

Der Bürgermeister hatte zugewartet, bis auch der Letzte seine Suppe zu sich genommen hatte, um sodann das Wort an Černý zu richten. »Ihr habt heute, wie ich Euch bereits sagte, sehr Erhellendes ausgeführt. Aber sagt mir, Meister Černý, meint Ihr wirklich, dass so viele von uns in ihrer Art, den Glauben zu leben, fehlen?«

»Nun – ja, um offen zu Euch zu sprechen«, entgegnete Černý. »Gleichwohl aber bin ich davon überzeugt, dass dies nicht die Schuld der Gläubigen selbst ist. Es sind die Irrlehren der Papisten, die den Geist der Christenmenschen vernebelt haben. Die römische Kirche hat viel zu lange den Mystizismus gefördert und die Selbstherrlichkeit der Gläubigen provoziert, die in einer Selbstüberhebung des Menschen mündete. Richtiges Verhalten gegenüber Gott aber muss getragen sein von dem radikalen Bewusstsein der eigenen Sündhaftigkeit und von der vertrauensvollen Hoffnung auf die von uns nicht verdiente Gnade Gottes.«

»Amen«, beeilte sich der Pastor hinzuzufügen. Der Bürgermeister nickte bedächtig, hielt dann aber einen Augenblick inne: »Und was folgt daraus, Eurer Meinung nach?«

»Die Kirche Christi muss in ihrem ursprünglichen Zustand und in ihrer wahren Gestalt wiederhergestellt werden. Nicht länger darf die Verfälschung durch die unchristlich gewordene Kurie in Rom erduldet werden. Der katholische Klerus hat die Völker dieser Erde in Geiselschaft genommen und die Lehrmeinung des Papstes über die Schrift selbst gestellt, um solcherart seinen Herrschaftsanspruch über die Erde zu sichern. Die Erneuerung der Kirche und die Rückbesinnung auf das Wort sind daher unumgänglich. Das hat auch Meister Luther selbst erkannt, als er vor nahezu einem Jahrhundert gegen den Papst in Rom anging. Wie wir mittlerweile wissen, ist aber der Versuch, die römische Kurie zu reformieren, gescheitert. Oftmals blutig gescheitert. Daher trennen uns von den Katholiken mittlerweile schier unüberwindliche Gräben.«

»So weit vermag ich Euch ohne Mühe zu folgen, Meister Černý. Aber sagt mir, wie kann eine solche Erneuerung vollzogen werden?«

»Zuerst muss die Kirche aus ihrer Babylonischen Gefangenschaft befreit werden, in welche sie der römische Klerus geführt hat. Man hat in Rom jedwede Kenntnis der göttlichen Verheißung vergessen, und den schriftwidrigen Propagatoren des Papstes kann man nur mit der Botschaft des Evangeliums entgegen treten. Das Wort spricht für sich selbst und legt schonungslos offen, wie sehr die Papisten irregehen.«

»Das sieht man schon bei der verfehlten Sakramentenlehre«, ergänzte der Pastor.

»Völlig richtig«, griff Černý diesen Gedanken auf, »Jesus selbst hat uns nur ein einziges Sakrament aufgetragen, in der Schrift finden sich der sakramentalen Zeichen drei: die Taufe, die Buße und das Abendmahl. Der römische Papismus hat in seiner Hybris eine Siebenzahl an Sakramenten festgelegt, was der Schrift grundlegend zuwiderläuft. Dies allein zeigt, wie sehr der Papst der Kirche

seine Fesseln angelegt hat, wie sehr er sie ihrer Freiheit beraubt hat. Und selbst die wahren, von Christus direkt und indirekt eingesetzten Sakramente liegen in Fesseln und werden so ihrer heilsamen Wirkung beraubt. Der Papst lässt die Sakramente als bloße Handlung vollziehen, wodurch sie wirkungslos werden, da der wahre Glaube an Christus, den einzig legitimen Spender der Sakramente, in den Hintergrund tritt angesichts des päpstlichen Anspruchs als einziger Lehrmeister und alleinige Richtschnur in Glaubensfragen. Das hat auch Meister Luther erkannt, als er das Papsttum als des römischen Bischofs wilde Jagd bezeichnete. Das Papsttum, so sagt er, ist das Reich Babylon und die Herrschaft des gewaltigen Jägers Nimrod.«

Černýs Worte ließen die Anwesenden in ehrfurchtvollem Schweigen zurück. Wären da nicht die Diener gewesen, die sich eben anschickten, den zweiten Gang aufzutragen, die Gruppe wäre wohl in tiefe Meditation versunken. So aber wurde ihre Aufmerksamkeit nur allzu rasch abgelenkt von den gebratenen Tauben, welche die Bediensteten des Bürgermeisters auf den Tisch stellten.

»Ich dachte mir«, erklärte der Bürgermeister entschuldigend, »dass an einem solchen Festtag die Speisen durchaus von einer etwas exquisiteren Art sein dürfen. Ich hoffe, das ist in Eurem Sinne.« Eifriges Nicken der Stadträte bestätigte ihn in dieser Annahme, und auch der Pastor fand an diesem Mahl nichts auszusetzen. Da wollte auch Černý den Zauber des Augenblicks nicht durch strenge Predigt trüben, und so genehmigte er sich gleichfalls einen Vogel, zumal er sich eine gewisse Neugierde eingestehen musste, wie wohl eine Taube schmecken mochte. Beherrzt riss er einen Schenkel ab und biss freudig hinein.

Noch ehe einer der drei, die bisher die Konversation bestritten hatten, das Wort wieder ergreifen konnte, ließ sich plötzlich einer der Stadträte vernehmen.

»Was Ihr sagt, hat fraglos Hand und Fuß, Meister Černý. Doch ich frage mich, wie wir uns angesichts der aktuellen Lage verhalten sollen.«

»Was meint Ihr mit aktueller Lage, mein Herr?«

»Nun, es steht doch kaum zu erwarten, dass die Katholischen einfach ihr Ränzlein schnüren und uns hier in Frieden blühen und gedeihen lassen nach unseren Vorstellungen. Das war noch nie so und wird auch nie so sein, solange sich noch Menschen unter dem Banner des Papstes versammeln.«

Černý sah den Bürgermeister ratlos an. Dieser nahm einen Schluck Wein zu sich, wischte sich mit dem Ärmel seines Wam- ses über den Mund und wandte sich dann an Černý: »Ihr müsst Meister Smutný entschuldigen. Er ist es gewohnt, sich mit praktischen Dingen zu befassen. Er ist Zahlmeister von Beruf.«

»Mein Beruf tut hier nichts zur Sache, werter Herr Bürger- meister. Aber Ihr glaubt doch wohl selbst nicht, dass die Katho- lischen uns gewähren lassen. Ich bin sicher, sie sammeln schon in Brünn und drüben in Böhmen ein Heer, mit dem sie auf uns zumarschieren werden, sobald es um die Witterung wieder ein wenig besser steht.«

»Ich wäre nicht so pessimistisch, mein lieber Smutný. Ihr dürft nicht vergessen, dass unsere Glaubensbrüder in Prag überaus ein- flussreich sind. Das Haus Habsburg hat in Böhmen seit Rudolfs Tod praktisch nichts mehr zu bestellen, und seine Räte tun gut daran, sich nicht allzu weit aus dem Fenster zu lehnen. An dieser Stelle unserer Geschichte fallen Glauben und nationales Interesse zusammen. So wie einst unter Jan Zizka und unter Jiri Podiebrad. Ich sage dir, lieber Smutný, die Tage der Fremdherrschaft sind gezählt. Noch am Ende dieses neuen Jahres werden wir nach fast eineinhalb Jahrhunderten wieder einen einheimischen Herrscher auf dem Hradschin sehen, so wahr ich Veselý heiße.«

»Und woher«, wandte sich Smutný nun direkt an seinen Sitz- nachbarn, »nimmst du diese Zuversicht? Wie kannst du glauben, dass der Kaiser nicht seine Armee nach Böhmen schicken wird? Aus allen Teilen des Reiches würden seine Truppen zu uns kom- men, wenn in Prag wirklich seine Ordnung zu stürzen droht.«

»Aus allen Teilen des Reiches? Ich bitte dich, Smutný, wie soll er denn das bewerkstelligen? Der Kaiser muss doch froh sein,

wenn ihm im Reich niemand die Herrschaft streitig macht. Der Mecklenburger ist so protestantisch wie der Däne, der Brandenburger und der Holsteiner ebenfalls. Ähnlich steht's um Thüringen und Niedersachsen. Außer den Bayern wüsste ich niemanden, der dem Kaiser derzeit das Schwert leihen würde. Und mit denen, das sage ich dir, werden wir jederzeit fertig. Wenn es jemand wagt, unsere Ehre anzutasten, dann werden die Tschechen aus allen Teilen des Landes zusammenströmen, um dem Eindringling die Tür zu weisen, dessen kannst du dir sicher sein. Zudem ist die Stimmung allerorten ohnehin am Überkochen. So schlimm wie zuletzt war es seit Menschengedenken nicht mehr. Das Haus Habsburg verkörpert nichts als Machtgier, Niedertracht und Skrupellosigkeit. Deshalb versteht es sich ja so gut mit Rom. Das Wohl seiner Untertanen bedeutet ihm nichts, egal, welcher Religion sie auch immer angehören mögen.«

Smutný zog seine Mundwinkel abwärts: »Ich fürchte, du erwartest vom Volk der Tschechen zu viel. Ich selbst bin Tscheche, und ich liebe dieses Volk, und ich kenne niemanden, der nicht sagen würde, wir seien noch nie von einem niedrigeren und also charakterloseren und stumpfsinnigeren Tyrannen beherrscht worden als von Matthias, aber das Volk ist zu schwach, einen solchen Zustand zu ändern. Es fällt naturgemäß auf gefinkelte und machtgierige Potentaten herein. Selbst wenn jetzt Ferdinand zum König von Böhmen gekrönt wird, wird sich an diesem bedauernswerten Zustand nichts ändern, denn die Tschechen sind Gewohnheitsmenschen, und sie gewöhnen sich auch an den Sumpf, in welchem sie jetzt schon seit über einem Jahrhundert waten. Das arme Volk, sage ich, das arme Volk.«

»Ich neige durchaus Eurer Ansicht zu«, ließ sich nun auch der dritte Stadtrat vernehmen, der auf den Namen Tuppy hörte, »doch wie, wenn ich fragen darf, wollt Ihr diese Unternehmung ins Werk setzen, die euch offenbar vorschwebt?«

»Ganz einfach, lieber Tuppy, ganz einfach. Fanget an und streitet den Streit des Herrn! Es ist hohe Zeit, die Bösewichter müssen dran. Dran, solange das Feuer heiß ist. Lasset euer Schwert

nicht kalt werden, lasst es nicht erlahmen. Dran, solange ihr Tag habt! Denn Gott ist mit uns. Wer Widerspiel treibt, den soll man ohne Gnade erwürgen. Man muss das Unkraut ausrupfen aus dem Weingarten des Herrn. Dann wird das Volk frei werden, und Gott allein wird Herr darüber sein.«

»Auch auf die Gefahr hin, Euch zu erzürnen, Meister Veselý, aber ich fürchte, Ihr macht die Rechnung ohne Dietrichstein und die Jesuiten«, wandte Smutný ein, »die werden zurückkommen. Schon bald sogar. Habt Ihr nicht den Anschlag gelesen, den der Kardinal noch am Weihnachtstage anbringen ließ? Ich habe mir eigens ein Exemplar genommen.« Smutný zog ein unförmiges Blatt aus seinem Wams und begann vorzulesen: »*Wir, Franz Kardinal Dietrichstein, fürstlicher Erzbischof zu Olmütz, erklären hiermit usw. usw. ..., ja, hier: Wer freventlich und beharrlich glaubt wider die zwölf Artikel unseres heiligen christlichen Glaubens, auch wider die sieben Sakramente der Gemeinschaft der heiligen christlichen Kirche, dadurch er für einen Ketzer ordentlich erkannt wird, dass derselbe nach Gelegenheit und Größe seiner Frevelung, Verstockung, Gotteslästerung und Ketzerei am Leibe und am Leben möge gestraft werden. Wer die Gottheit oder Menschheit Christi, dessen Geburt, Leiden, Auferstehung, Himmelfahrt mit freventlicher Rede, Predigt oder Schrift antastet oder verachtet, der soll ohne Gnade mit dem Feuer bestraft werden. Wer die Reinheit Mariens verachtet, schändet oder schmäheth, sagt, haltet oder schreibt, sie sei wie jedes andre Weib gewesen, der muss an Leib, Leben oder Gut gestraft werden. Wer die Mutter Gottes, die Apostel, Evangelisten, Märtyrer oder andere liebe Heilige Gottes, deren Verdienste, Fürbitte oder bewährte Wunderzeichen verachtet, verwirft, schmähdlich von ihnen redet, soll mit Gefängnis und Landesverweis gestraft werden. Wer – und jetzt kommt eine besonders wichtige Passage«, sagte Smutný und hob dabei den rechten Zeigefinger, »nach ketzerischer Weise des Herrn Nachtmahl in beiden Gestalten begehrt oder reicht, soll an Leib, Leben und Gut gestraft werden. Das Haus, darin solches begangen, soll zu ewigem Gedächtnis niedergerissen werden.«*